

Phantastikon

Das Beste der Phantastik

Dieses PDF ist ein zusätzliches Angebot unserer Webseite und unterliegt denselben Copyrightauflagen. Weder das Vervielfältigen, noch das Weiterreichen des Dokuments sind erlaubt.

Table Of Contents

T. E. D. Klein - Botschafter des Grauens und der Romantik	3
Das Ende	21
Richard Lorenz : Amerika-Plakate	30
Der falsche Tag	34
Der Tag, an dem Mama zurückkehrt, wird ein glücklicher Tag sein	36
Die Trophäe	38
Die Macht der Gewohnheit	45
Interview mit Malte S. Sembten	60
H	64

Frank Duwald - T. E. D. Klein - Botschafter des Grauens und der Romantik

1.

QUAL DES SCHREIBENS

—

Die gesammelten Widersprüche des T. E. D. Klein

Wenn es in der zeitgenössischen Literatur einen Autor gibt, der sich dem Schreiben durch puren Masochismus verbunden fühlt und sich in seiner Qual trotzdem wegweisende Werke abringt, dann ist das wohl T. E. D. Klein, der Autor eines bemerkenswert schmalen aber wahrlich nicht unbedeutenden Œuvres. „Ich bin einer dieser Leute, die alles tun würden, um dem Schreiben auszuweichen. Alles!“¹, sagt er. „Ich finde das Schreiben von Fiktion irrsinnig hart. Ich denke, ich bin ein extrem guter Lektor für anderer Leute Werke, [...] aber es ist eine entsetzlich harte Arbeit für mich, irgendetwas Eigenes zu produzieren.“²

In einem Zeitraum (wir sprechen von mehr als 25 Jahren), in dem Stephen King ein ganzes Hochregallager mit seinen Büchern füllen kann, hat T. E. D. Klein einen Roman (*The Ceremonies*), fünf längere Erzählungen bzw. Novellen („The Events at Poroth Farm“, „Petey“, „Black Man With a Horn“, „Children of the Kingdom“ und „Nadelman's God“) und etwas Kleinzeug (ein paar Kurzgeschichten, Essays und Rezensionen) zustande gebracht. Warum das so ist, erklärt er Carl T. Ford, dem Herausgeber des britischen Fanzines *Dagon* wie folgt:

Ich lese schnell, viel zu schnell und schreibe viel zu wenig und viel zu langsam. Ich bin ein Zeitschriften-Junkie, und ich kann Stunden glücklich damit verbringen, mich durch einen Berg von Zeitschriften zu lesen. Ich unterbreche nur mal kurz, um ein paar Artikel herauszuschneiden, die es wert sind, sie zu behalten oder einem Freund zu schicken. Du würdest entsetzt sein, wenn du sehen würdest, was ich jede Woche über in der Post habe: Literatur-Magazine, Finanz-Magazine, regionale Magazine, politische Magazine jeglicher Färbung³, Reise, Humor, Wissenschaft, Film, sogar Magazine über Postkartensammeln und Fliegen (was ich beides nur in meiner Phantasie tue).⁴

Auch wenn T. E. D. Klein eine derartige Bandbreite aufweist, ist er in erster Linie doch eines: ein Horror-Autor! Seine beiden einzigen Bücher für den Massenmarkt, *The Ceremonies* und der Novellenband *Dark Gods*, sind seit Erscheinen bereits Klassiker im Horror-Genre, und es gibt kaum einen Kenner auf diesem Gebiet, der neben Thomas Ligotti und Ramsey Campbell nicht auch T. E. D. Klein nennt, wenn es um moderne Grusellektüre mit literarischen Qualitäten geht. Obwohl Klein sich nie abfällig über das Horror-Genre an sich geäußert hat, möchte er offenbar aber auch nicht als beinhardter Horror-Maniac angesehen werden:

Ich habe wirklich nicht vor, für den Rest meines Lebens Horror zu schreiben. Ich habe mich nie sehr wohl dabei gefühlt, die Leser zu ängstigen, und ich glaube auch nicht, dass ich besonders gut

darin bin. Wäre ich meinen Weg gegangen, hätte ich vermutlich leichte, humorvolle Prosa, möglicherweise mit einem Touch Unheimlichem hier und dort, geschrieben – oder irgendeine Art von zwangloser Kolumne in einer Wochenzeitschrift, in der ich meine Spleens, egal wozu ich gerade Lust hätte, abreagieren könnte.⁵

Und, habe er jemals daran gedacht, etwas außerhalb des Horror-Genres zu schreiben? „Ständig; tatsächlich bin ich aber zu ungeduldig dazu.“⁶

Das alles will man ihm nicht so ganz abnehmen, liest man seine leidenschaftlichen Abhandlungen zum Thema Horror; sei es die kenntnisreiche und glühende Einführung „The Dreamer's Tale“ zur Neuausgabe von H. P. Lovecrafts *Dagon and Other Macabre Tales* (1986), seine Gedanken zu den Mechanismen des Gruselns in seinem Essay *Raising Goosebumps for Fun and Profit* (1988) oder das Vorwort zu der Anthologie *Dark Love* (1995), die sich dem Thema „Obsessive Liebe“, dem vielleicht größten realen Horror überhaupt, widmet.

Kleins Werk wird – und diese Ehre kommt den wenigsten Autoren von jeglicher Genreliteratur zuteil – von der allgemeinen Presse durchaus ernstgenommen. So erwähnt Arthur Krystal in seiner Rezension zu *The Ceremonies* im *New York Times Book Review* die „scharfsinnigen Charakterisierungen“ und hält das Plot-Arrangement gleichzeitig für „kunstvoll und schwerfällig.“⁷ Bern Williams schreibt in demselben Blatt über *Dark Gods*:

„Die Virtuosität dieses makabren Gebräus ist nicht zu verleugnen.“⁸

Wenn die Horror-Fans Kleins Werke in ihren Katalog aufnehmen, tun sie das völlig rechtens, aber Klein hat auch das Recht, nach anderem zu streben als dem puren Grausen. Seine Liebe zu Arthur Machen, dem klassischen walisischen Schriftsteller, der, genau wie Klein, neben jenseitigen Erscheinungsformen immer auch das reale Leben im Auge hatte, macht am ehesten deutlich, worum es Klein geht:

Ich liebe den kleinen Schauer, wenn sich die Nackenhaare sträuben. Noch besser bin ich aber mit diesem gewissen Gefühl bedient, das du beim Durchschimmern von etwas Ungeheuerlichem und Fremdartigem hast [...]. Lovecraft forderte dieses Gefühl in mir heraus; inzwischen finde ich es häufiger bei Machen. Bestimmte Bilder können meinen Blick tatsächlich etwas verschleiern. Es ist keine richtige Furcht; es ist eher eine Art Ehrfurcht. Das ist der Grund, weshalb ich ‚übernatürliche Fantasy‘ als eine Phrase für das, was ich mag, dem Begriff ‚Horror‘ vorziehe.⁹

Alles an Klein scheint irgendwie widersprüchlich und schizophran zu sein: Er hasst das Schreiben, kann aber nicht davon loslassen; er bezeichnet sich als „einen geborenen Pessimisten“¹⁰, wirkt in Interviews aber eher heiter selbstironisch und in seinen literarischen Werken durchweg neutral; er liebäugelt mit der Mainstream-Literatur, hat bisher aber nur Horror veröffentlicht; er hält die Schauereffekte in seinen Geschichten für nichts besonderes, hat aber – da sind sich die Kritiker einig – einige der beunruhigendsten (und durchaus wohldurchdachtsten) Werke auf diesem Gebiet geschrieben. Verwirrend finde ich auch das folgende Zitat:

Ich liebe Happy Ends. Ich sauge sentimentalen Stoff förmlich in mich hinein, Stories, die mich mit einem Kloß in der Kehle zurücklassen.¹¹

Wie lässt sich gerade dieser Ausspruch mit Kleins eigenem literarischem Werk in Einklang bringen? Legt man dieses Zitat zugrunde, scheint Kleins Werk in zwei Gruppen zu zerfallen: Den großen Roman *The Ceremonies*, der auf einer ganz offenkundig romantischen Prämisse beruht (der von der Personifizierung des Bösen gelenkten Romanze zwischen Jeremy und Carol) und die Novellen, die alles zu sein scheinen, nur nicht sentimental und happy ending.

In diesem Zusammenhang fällt auch auf, dass Kleins Werk im Hinblick auf Schreibtechniken und Wirkungsweisen von Schaulereffekten inzwischen recht intensiv studiert wurde; was jedoch bisher noch zu fehlen scheint, ist eine angemessene Würdigung der Personencharakterisierungen, die meines Erachtens gravierend dazu beitragen, dass Klein sich qualitativ so sehr von den meisten anderen Horror-Autoren abhebt. Das bringt einen weiteren Widerspruch mit sich:

[...] die Umgebung einer Horror-Geschichte interessiert mich um einiges mehr als die Charaktere. Beurteile ich die Geschichten, die ich am meisten bewundere, Geschichten von Autoren wie Lovecraft, Machen und M. R. James, sind die Charaktere ziemlich vernachlässigbar; woran man sich erinnert, ist der Sinn und das Empfinden für ihre Welt. Aber ich muss bekennen, dass ich für meine eigenen Geschichten sehr wenig Zeit mit Recherchen verbringe, teilweise, weil ich zu träge bin, mein Apartment zu verlassen und andererseits, weil ich glaube, dass man aus der Imagination heraus, nur mit einigen gutplatzierten faktischen Grundlagen überzeugende Örtlichkeiten errichten kann.¹²

Dieser Ausspruch ist ein Witz, lässt man Kleins Personencharakterisierungen auf sich wirken. Von Jeremy und Carol an, über den namenlosen Ich-Erzähler in „Black Man With a Horn“ und Hermann Lauterbach in „Children of the Kingdom“, bis hin zu Nebenfiguren wie Deborah und Sarr Poroth – allesamt sind sie sehr greifbare und lebendige Charaktere, von denen man sich gerne in die dunklen Winkel der gedanklichen Welten Kleins führen lässt.

Der Literaturwissenschaftler (und Lovecraft-Experte) S. T. Joshi weist in seiner klugen Studie „T. E. D. Klein: Urban Horror“ darauf hin, dass große Lücken zwischen Kleins wirklichem Leben, seinem privaten Wunschenken und seinem literarischen Werk klaffen. Am deutlichsten lässt sich diese Aussage an der Romantik-Thematik fixieren. Als Romantiker ist Klein in den zahlreichen Studien über sein Schaffen gewiss nicht gewürdigt worden¹³, aber, die vielen Hinweise in den mit Klein geführten Interviews summiert, ergeben ein Bild, in dem die Romantik für Klein von erheblichem Belang sein muss. Warum könnte das so sein? Mit Ausnahme von *The Ceremonies* ist keines der Werke Kleins auch nur marginal romantisch.

Die bekannten Fakten sind, dass Klein immer noch Junggeselle ist und noch immer in seinem mit Büchern zugestopften Apartment lebt, in dem er schon zu Studentenzeiten wohnte. Frauen bezeichnet er als

„[...] etwas, das sich zwischen Himmel und Fußboden befindet: das ewige Rätsel im Bett neben Ihnen.“¹⁴

Das nachfolgende Zitat dürfte aber wohl dokumentieren, dass Klein weiß, was es heißt zu lieben und zu leiden:

Ich kann mich noch gut erinnern, wie ich eines Morgens, kurz nach Tagesanbruch, allein durch die Straßen irrte, nachdem ich die ganze Nacht aus Kummer über eine gescheiterte Beziehung wachgelegen hatte. Ich merkte, dass mich eine Frau, an der ich vorbeiging, etwas seltsam ansah. Erst in diesem Moment wurde mir bewusst, dass ich mit mir selbst gesprochen hatte – aber es war mir egal. Es war mir nicht im geringsten peinlich; die Probleme, die mich in diesem Moment beschäftigten, erschienen mir wesentlich wichtiger als das, was eine fremde Frau von mir denken könnte.

Rückblickend ist mir klar, dass ich in diesem Moment verrückt war. Durchgedreht.

Unzurechnungsfähig.

Könnte mir das wieder passieren? Natürlich.¹⁵

Warum schreibt ein sentimentaler Mann, der derart tiefe Gefühle empfinden kann, über bleiche Gestalten aus der Unterwelt und nicht etwa Liebesgeschichten á la Jonathan Carroll? Und, warum wird man das Wort „Liebe“ wahrscheinlich vergeblich in Kleins Werk suchen?

Man weiß es nicht!

Sicher ist für mich nur, dass die gedankliche und emotionale Tiefe, über die Klein verfügt, – auch wenn sie vielmehr im Verborgenen schlummert – ein maßgeblicher Schlüssel ist, wenn es gilt, der Faszination Kleins auf die Spur zu kommen.

2.

ERWACHSENWERDEN IN PROVIDENCE

–

Die großartigen Horror-Novellen

T(heodore) E(ibon) D(onald) Klein wird am 15. Juli 1947 in New York City geboren. Der amerikanische Zweig seiner jüdischen Familie geht bis ins Jahr 1868 zurück, als Gabriel Klein nach Amerika kommt und in Providence eine Rosenkranz-Manufaktur gründet, die zeitweise zu den größten privaten Rosenkranzfirmen auf der Welt gehört. Kleins Vater Richard Klein arbeitet noch dort mit, als ihn in den 1950er Jahren ein Geschäftszusammenbruch dazu zwingt, diverse Stellen im Uhren- und Schmuckverkauf anzunehmen, wo er es zum leitenden Angestellten bringt. Kleins Mutter ist die Kunstlehrerin Norma Klein (geb. Kashins).

Klein wächst mit seiner jüngeren Schwester Madeline (aus ihr ist eine Psychotherapeutin geworden) in Woodmere, einem Teil der jüdischen Suburbs an der Südküste von Long Island, auf. Seine Kindheit ist „[t]atsächlich [...] eine sehr schöne – sehr behütet, sehr traditionell [...]“.¹⁶

Als seine Eltern ihm die Frage „Gibt es den Weihnachtsmann wirklich?“ und ein Jahr später „Gibt es Gott wirklich?“ nicht zufriedenstellend beantworten können, ist das das „Ende meiner religiösen Erziehung“¹⁷. Passend dazu liest er in der Junior High School zum ersten Mal Lovecraft. Zwei Atheisten haben sich gefunden.

Die Begegnung mit Lovecrafts Erzählungen hinterlässt einen bleibenden Eindruck. Wie in seinen eigenen Geschichten interessiert Klein an Lovecraft nicht nur das vordergründige kosmische Grauen, für das Lovecraft berühmt wurde:

Ich liebe HPLs Art, bestimmte Namen von Straßen und Häusern zu benutzen, genau die Sorte, die ich früher, während meiner College-Jahre in Providence jeden Tag entlanggegangen bin. Ich liebe

die atmosphärischen Berührungen, den Sinn für die lokale Geschichte in seinen Erzählungen, die konstante Suggestion von Geheimnissen, die verborgen sind in Dachstuben, staubigen Buchläden, abgelegenen Waldhütten, mit Holz verschlagenen Kirchen und Tunneln unter den Straßen. Es gibt Horror in diesen Geschichten, aber genauso gut auch Schönheit.¹⁸

T. E. D. Klein ist immer ein Autor geblieben, dessen Literatur zu einem großen Teil aus der Literatur geboren ist. Seine Belesenheit (insbesondere in der unheimlichen Literatur) findet in seinem gesamten Werk Niederschlag.

Neben Lovecraft ist es in erster Linie Arthur Machen, der sein Schreiben geprägt hat. Kleins Liebe zu Machen geht in dieselbe Richtung wie die zu Lovecraft – erstaunlicherweise (bedenkt man Kleins eigene düsteren Geschichten voller Verfall und Niedergang) zählt für Klein auch hier eher die Anmut anstatt des reinen Grauens:

„Alles, was Machen tun musste, war, Phrasen zu schreiben wie ‚die dunklen Wälder‘ oder ‚der glänzende, leuchtende Teich‘, und ich fühlte schon eine Art Erregung.“¹⁹

Weitere Namen bewunderter Autoren sind: M. R. James, Walter de la Mare aber auch Virginia Woolf, S. J. Perelman und L. P. Hartley. Interessant ist auch die Liste der Bücher, die er rezensiert hat: *The Old Gent* von Willis Conover, *Legion* von William Peter Blatty, *The Face That Must Die* und *Incarnate* von Ramsey Campbell, *The Suburbs of Hell* von Randolph Stow und *The Glamour* von Christopher Priest. Desweiteren hat er ein Vorwort zu Nathaniel Hawthornes *The Scarlett Letter* und ein Nachwort zu Mark Twains *A Connecticut Yankee in King Arthur's Court* geschrieben. Von den zeitgenössischen Autoren schätzt er insbesondere Ramsey Campbell, zu dessen Roman *Slow* (1986) er eine Einleitung geschrieben hat.

Auch in Kleins Literaturgeschmack äußert sich also dieser Anflug von Melancholie und die Sehnsucht nach etwas Fernem:

Möglicherweise spüre ich einfach meine eigene Sterblichkeit; auf jeden Fall bin ich viel ungeduldiger, als ich sein sollte. Wenn ich inzwischen aus reiner Leidenschaft lese, halte ich meine Augen nach Weisheit offen, nach gutem Rat, Informationen, ein wenig Trost und einer erfrischenden, originalen Sicht der Dinge, um über den Tag zu kommen.²⁰

Was mag es nur sein, vor dem Klein Trost sucht?

Klein besucht die Brown University in Providence, Rhode Island, teils wegen seiner Begeisterung für Lovecraft und teils, „weil mein Vater dort abgelehnt wurde“²¹. In dieser Zeit ist er Herausgeber des täglichen Campus-Nachrichtenblatts *Brown Daily Herald* und schreibt für das Humor-Magazin *The Brown Jug*. Er wohnt direkt neben dem in Lovecrafts „The Call of Cthulhu“ erwähnten Fleur de Lys-Haus. 1969 graduiert er magna cum laude und Phi Beta Kappa und ist schwer besorgt über die Aussicht, sich seinen Lebensunterhalt nun selbst verdienen zu müssen. Als erträgliche Alternative zu Vietnam (er wird nicht eingezogen) nimmt er 1969-70 einen Job als Englischlehrer an der Dexter Regional High School in Dexter, Maine, in Kauf. Ende 1970 kehrt er nach New York zurück, um an der School of the Arts der Columbia University weiterzustudieren. Er schließt 1972 mit einem Master's Degree in Film ab. („Mein einziger Versuch einer Produktion war ein 8 mm Schwarzweißfilm mit dem Titel *Venom's*

Spawn, der mit einer ballonköpfigen, mit meinen Klamotten bekleideten Puppe, endet, die von meiner Terrasse im zehnten Stock gestoßen wird.“²²)

1971 fällt der Startschuss für T. E. D. Kleins literarische Karriere. Inspiriert von H. P. Lovecrafts „The Colour out of Space“ und Arthur Machens „The White People“ schreibt er die autobiographisch gefärbte Erzählung „The Events at Poroth Farm“, die mit ihrem stimmungsvollen, sich behutsam dem schaurigen Ende entgegensteigernden Spannungsaufbau immer noch zu den herausragenden Werken des Genres gehört.

Anfang der Siebziger Jahre verbrachte ich einen Sommer auf einer kleinen Farm in New Jersey, die zwei Freunden gehörte. Wie mein Protagonist las ich dort eine Menge Schauerroman-Klassiker, und ich schrieb den Großteil der Geschichte ebenfalls dort, mit der Absicht, sie August Derleth, dem Gründer von Arkham House, zu schicken.²³

August Derleth ist zu dem Zeitpunkt schon von uns gegangen, und Klein schickt „The Events at Poroth Farm“ an den Herausgeber des Horror-Fanzines *Nyclatops*, der die Geschichte prompt für das Schwestermagazin *From Beyond the Dark Gateway* akzeptiert. Sie ist seitdem mehrmals in Anthologien nachgedruckt und jedes Mal vom Autor revidiert worden. Die voraussichtlich letzte und definitive Fassung ist laut Klein die eigenständige Heft-Ausgabe der Necronomicon Press von 1990. Als „The Events at Poroth Farm“ Ende 1972 erscheint, ist das Staunen darüber groß, wie ausgereift dieses Erstlingswerk bereits ist. Verdientermaßen wird es später für den World Fantasy Award nominiert. Drei Charaktere, der plumpe New Yorker Akademiker Jeremy und das Ehepaar Poroth vom Lande, besiedeln die Geschichte, und es handelt sich im Gegensatz zu Lovecrafts eindimensionalen Figuren um echte Charaktere. Dabei beginnt „The Events at Poroth Farm“ genauso kindisch wie die typischste aller Lovecraft-Erzählungen: Jeremy sitzt in einem Hotelzimmer in New Jersey fest und stellt in paranoiden Tonfall klar, dass er nun eine eidesstattliche Erklärung abgeben werde, deren Basis seine Tagebuchaufzeichnungen des von Juni bis August stattgefundenen Aufenthaltes auf der Farm der Poroths darstellen werden. Eindeutig – Jeremy fürchtet um sein Leben. Was ist geschehen? Die tödliche Ernsthaftigkeit dieses Intros weicht dem humorvollen Entertainment des Tagebuches Jeremys. Auf eine Anzeige hin beschließt der Lehrer Jeremy, der im Laufe der Geschichte seinen 30. Geburtstag feiert, den Sommer mit einem Koffer voll Horror-Büchern in der kleinen ländlichen Gemeinde Gilead, New Jersey, zu verbringen. Er mietet sich bei Deborah und Sarr Poroth ein und bezieht einen kleinen Anbau auf der Farm der beiden Einheimischen. Schon bald stellt Jeremy fest, dass Gilead eine von fundamentalistischem Glauben geprägte Gemeinschaft ist („Vermutlich haben die Poroths den Fernseher abgestellt und singen nun ihre Abendgebete“²⁴, spottet Jeremy). Jeremy wird freundlich, wenn auch nicht überschwänglich begrüßt.

Die Tagebuchaufzeichnungen drehen sich in erster Linie um seine Alltagsbeschäftigungen. Er liest Klassiker der unheimlichen Literatur und macht sich Notizen für das kommende Unterrichtsjahr. Interessanterweise scheinen diese längst vergangenen Literaten des Unheimlichen in direkter Wechselwirkung zu dem zu stehen, was Jeremy auf der Poroth-Farm erlebt. S. T. Joshi geht intensiv auf diesen Punkt ein, muss sich am Ende jedoch eingestehen, dass sich nicht alle von Jeremys Büchern mit dem Handlungsverlauf in Verbindung bringen lassen, so dass diese These auf etwas wackeligen Beinen steht. Joshi verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff „Metafiktion“, Literatur in der Literatur, etwas, das Klein fortan immer wieder mit großem Geschick praktizieren soll.

Jeremy, der scheinbar abgeklärte Großstädter, kann es sich erlauben, sich durch klassische

Horrorgeschichten ein paar Gruselstunden zu gönnen. Dass er jedoch selbst einmal Akteur einer Horrorerzählung werden könnte, steht nicht in seinem Großstadtfahrplan. Obwohl erst 30, ist Jeremy ein Exzentriker und Pedant, der fast eine Stunde mit der quälenden Frage verbringt, ob er seine Bücher chronologisch oder alphabetisch ordnen soll. Der Gedanke an all die Bücher, die er noch nicht gelesen hat, stürzt ihn in eine Depression. Großstädter mit Leib und Seele, der er ist, überzieht er sein Zimmer mit einem Sprühangriff und bringt jedes Insekt um, das ihm vor die Sprühdose gerät. Mit größter Freude lästert er über die Poroths und ihre liebenswerte Zurückgebliebenheit: „[...] ich freue mich, dass sie wenigstens an die moderne Medizin glaubten – hätte schon befürchtet, sie würde mir [...] Schlamm oder so etwas geben.“²⁵

Eines Nachts (nachdem er Machens „The White People“ gelesen hat) hüpfert Jeremy auf einem Baum herum und vollführt in Trance seltsame heidnische Gesten. Für eine Sekunde gerät sowohl das Zirpen der Grillen als auch das Ticken der Standuhr aus dem Takt – und die Nacht entbindet das Böse ...

Mit bemerkenswertem Geschick umschiffert Klein bereits die stilistischen Fallgruben, in die selbst routinierteste Autoren oft genug tapsen. Perfekt ist „The Events at Poroth Farm“ freilich nicht. Auch Klein gelingen einige Patzer. über den Nonsens mit der eideststattlichen Erklärung haben wir bereits gesprochen. Wie Kleins spätere Novelle „Black Man With a Horn“, ein ironisches Lovecraft-Tribut, jedoch beweist, hat Klein schnell dazugelernt, persifliert er dort doch den Anfang von „The Events at Poroth Farm“ (und zahlreiche von Anfängen Lovecrafts) auf hinreißende Art und Weise.

Im weiteren Verlauf von "The Events at Poroth Farm" wirkt Klein besonders dann peinlich, wenn er bedrohliche Sequenzen ansteuert, insbesondere die:

Aber natürlich konnte ich nicht wissen ...

Wie angenehm alles begann ...²⁶

Oder diese:

Doch auch aus sicherer Entfernung war noch zu erkennen, dass das Loch von innen heraus entstanden sein musste.²⁷

Finessen wie die Auslassungspunkte oder die kursive Herausstellung sind natürlich Griffe in die billigste Trickkiste, ähnlich wie Lovecrafts Adjektiv-Krankheit. Fairerweise sollte jedoch nicht verschwiegen werden, dass sich damit Kleins Schwächen auch schon erschöpfen. „The Events at Poroth Farm“ ist, von geringen Makeln abgesehen, eine meisterhafte Erzählung.

1972 beginnt Klein seine Karriere als Script-Reader bei Paramount Pictures, die erstaunlicherweise bis 1975 andauert. Er hat dort den ganzen Tag nichts anderes zu tun, als die Tanker auf dem Hudson River zu beobachten und Manuskripte zu lesen und danach zu beurteilen, ob aus ihnen lukrative Filme zu machen sind. In seinem Essay „How I Flopped As a Paramount Script Reader“ (1975) beschreibt er, wie er praktisch bei jedem Manuskript mit seiner Einschätzung danebenliegt. Bücher, von denen er strikt abrät, werden später zu kassenfüllenden Filmen.

In der Folge veröffentlicht er drei, zum Teil sehr schwer zugängliche Kurzgeschichten. Die erste, eine Science-Fiction-Geschichte mit dem Titel „Renaissance Man“ (1974) ist ein ironisches Hoch auf die Technik und nichts weiter als eine clevere Pointengeschichte, die in keinem Verhältnis zur Subtilität von

„The Events at Poroth Farm“ steht: Zur Klärung einiger dringlicher technischer Probleme lässt eine Gruppe von Wissenschaftlern mittels Zeitreise einen Menschen der Zukunft in ihre Gegenwart reisen. Der Jubel ist groß, als sich herausstellt, dass der Besucher aus der Zukunft zufällig sogar ein Wissenschaftler ist. Doch die Aktion endet in einem Fiasko, der Mann aus der Zukunft weiß zwar wie das Mittel gegen Krebs heißt, doch wie es zusammengesetzt ist, entzieht sich seiner Kenntnis. Auch das Geheimnis der Superbombe werden die Militärs nie erfahren. Und so kommt es zu dem resignierenden Eingeständnis der Wissenschaftler:

Dr. Bazza drehte sich zu Salganik herum.

„Hören Sie“, sagte er flehend, mit verzweifelt klingender Stimme, „was wüssten Sie wohl, glauben Sie, wenn Sie ins Mittelalter zurückkehren würden? Könnten Sie den Leuten sagen, wie man ein Flugzeug baut? Oder einen Blinddarm entfernt? Oder Nylon herstellt? Was könnten Sie bieten?“

Salganik zog die Schultern hoch.²⁸

„S.F.“ (1975) sei laut Robert M. Price ebenfalls Science Fiction und die in einem obskuren Fanzine erschienene „Magic Carpet“ (1976) im Stil der TV-Serie *Twilight Zone* gehalten.

Die folgende Novelle „Petey“ (1979) erinnert frappierend an James Joyces „The Dead“ aus dem Geschichtenband *Dubliners*. In beiden Geschichten steht eine unendlich lang ausgebreitete Housewarming-Party im Mittelpunkt, die schließlich in ein Finale gipfelt, das in strikter Negation zur Party selbst steht. In „The Dead“ kippt die spießbürgerliche Kulisse für die letzten Seiten in ein aufwühlendes Liebesgeständnis und einen wunderschönen Taumel der Worte. In „Petey“ steht auf den letzten Seiten ein Monster vor der Tür.

Etwa dreißig Gäste sind der Einladung der Kurtz‘ gefolgt, deren neues Farmhaus auf dem Lande von Connecticut zu bewundern. Ein wahres Gruselkabinett spießiger New Yorker findet sich ein, tratscht, neidet, lästert, witzelt und schnorrt. Klein bringt uns das in dialoglastiger Technik dar und ist damit nicht annähernd so erfolgreich wie mit der Tagebuchtechnik in „The Events at Poroth Farm“. George Kurtz hat das Haus auf krumme Weise sehr preisgünstig erworben. Der ursprüngliche Besitzer sitzt in der Klapsmühle und macht seinen Pflägern klar, dass jemand oder etwas Hunger habe. Als man ihn für die Einweisung abholte, schrie er etwas von seinem Sohn, obwohl er gar keinen hat. Das hungrige Etwas, ein graues Monster, von dem irren Hausbesitzer erschaffen (diese Lösung geht auf eine raffinierte Wortkette - P.T. = Petey = Petit Diable – zurück) schleicht nun ums Haus und freut sich auf das große Mahl. Wie bereits gesagt, funktioniert die Geschichte nicht besonders gut. Die vielen Handlungspersonen sind bis auf ihr hohles Geschwätz (das allerdings herzerfrischend das kleinliche Besitzstreben der Besserbegüterten herausfiltriert) in keiner Weise charakterisiert, und so verdienen sie auch unser Mitgefühl nicht.

„Black Man With a Horn“, Ende 1980 in einer Anthologie mit Geschichten zum Cthulhu-Mythos veröffentlicht, aber bereits 1978 geschrieben, fällt in den Kanon der Geschichten um Lovecrafts postumen Zirkel. Anders als die meisten anderen Horrorautoren seiner Generation, verfällt Klein jedoch nicht einem dumpfen, aus einer unkritischen Verehrung des Idols Lovecraft hervorgehenden Plagiatismus. Im Gegenteil, Klein macht sich eine diebische Freude daraus, Lovecrafts Einfluss zwar Tribut zu zollen, sich aber auch gleichzeitig liebenswert ironisch über die Lächerlichkeit dieses Kultes zu amüsieren. Obwohl er sich offenbar mit Freuden auf den Lovecraft-Kosmos stürzt, bewahrt er eine mild-sarkastische Distanz, ja,

belächelt die billigen Mythen, die ihn selbst so faszinieren. Das imaginäre dunkle Zauberbuch, das *Necronomicon*, das Legionen von Horror-Fans in aller Welt als Grundlage für ihre nicht immer guten Geschichten, Heavy-Metal-Bands für zahllose zweifelhafte Scheiben diente, putzt er zu einem literarischen Scherz herunter:

Wenn es das *Necronomicon* tatsächlich gäbe, wäre es wahrscheinlich schon als Taschenbuch mit einem Vorwort von Lin Carter erschienen.²⁹

Ganz schön selbstbewusst, wie Klein ein scheinbares Fakt als das Hirngespinnst eines Autors von Horrorgeschichten verniedlicht, obwohl er selbst gerade dabei ist, dem Leser nichts anderes als eine weitere Horrorgeschichte aufzutischen. Auch in „The Events at Porothe Farm“ und *The Ceremonies* bedient er sich dieses Tricks, den Realitäts-Charakter mit gezinkten Karten noch zu stärken. Gleich der einleitende Absatz von „Black Man With a Horn“ persifliert Lovecraft, beginnt doch ein namenloser Ich-Erzähler – freilich, nachdem er versichert hat, wohl nicht mehr allzu lange zu leben zu haben – die Ereignisse zu rekonstruieren, die zu seiner misslichen Lage geführt haben. Die Novelle beginnt so:

Der ersten Person Vergangenheit wohnt etwas ausgesprochen Tröstliches inne. [...] Es ist eine Zeitform, die sagt: „Ich bin hier, um die Geschichte zu erzählen. Ich habe sie überlebt.“³⁰

Der Erzähler ist ein 76-jähriger pensionierter Lehrer aus New York City, der vor vielen Jahren im Gefolge von Lovecraft anspruchsvolle Horror-Geschichten schrieb, die heute mit Phrasen wie „Dreizehn kosmische Thriller in der Tradition Lovecrafts“³¹ auf dem Cover hin und wieder nachgedruckt werden: „So, darauf war es also reduziert worden – die Arbeit eines ganzen Lebens, von einem Schreiberling auf der Bauchbinde als 'des Meisters selbst würdig' abgetan [...]“³²

Doch der Erzähler steuert ohne Groll, mit einer heiteren Gelassenheit, durch sein Leben, dessen Ende er nahen spürt. Das Ende: für ihn ist es einfach eine Schlussfolgerung, ohne Panik, ohne spirituelle Einsichten, nichts weiter als der Schlusspunkt. Im Flugzeug, das ihn nach einem Schriftstellerkongress von England nach New York zurückbringt, sitzt er neben einem seltsamen Mann, der aussieht, „wie ein Schurke aus der Stummfilmzeit“³³, einschließlich angeklebtem Bart. Die beiden kommen ins Gespräch, der Fremde erzählt, dass er gerade aus Malaysia zurückgekehrt sei, wo er als Missionar arbeitete. Aus irgendeinem Grund fühlt er sich verfolgt. Daheim in New York und Miami beginnt der Erzähler sich zunehmend für die Geschichte zu interessieren. Im Laufe seiner Recherchen stößt er auf den grausamen malaiischen Stamm der Tcho-Tcho, die ihren Opfern zuweilen „etwas einpflanzen“. In Museum und Bibliothek stößt er auf das Bildnis eines malaiischen Schwarzen, der in ein Horn stößt; wie sich herausstellt, ein rüsseliger Todesherold. Und es ist gewiss kein Zufall, dass in Miami ein „großer Neger mit einer Gasmasken oder einer Tauchausrüstung“³⁴ des Nachts von draußen durchs Fenster hereinschaut. „Black Man With a Horn“ ist ein Lehrstück literarischer Ökonomie. Ohne je hastig oder schroff zu wirken, ist dieser Kurzroman knapp, auf das Nötigste reduziert. Oft mit nur einem Satz gelingt es Klein, komplexeste Zusammenhänge greifbar zu machen, etwa das Zusammenleben („Sie lebte jetzt fast zehn Jahre lang allein, und es war etwas schwierig geworden mit ihr.“³⁵) oder den Verfall der Metropole New York („Selbst von den Stufen vor dem Museum konnte ich einen Bordstein sehen, auf dem sich der Abfall türmte, und einen Park, den man der Länge nach hätte durchschreiten können, ohne auch nur ein einziges Wort Englisch zu hören.“³⁶). Auch in den Personencharakterisierungen schlägt sich das nieder.

Ist schon der Erzähler außerordentlich nuanciert charakterisiert, führen selbst die unwichtigsten Nebenfiguren durch unaufdringliche, kleine Gesten ein Eigenleben. Und doch beherbergt „Black Man With a Horn“ auch einen sehr vielschichtigen, spannenden Plot, der mühelos für einen langen Roman gereicht hätte. Umso erstaunlicher ist es, dass Klein genug Platz findet, das wirkliche Zentrum dieser exotischen Geschichte zu fixieren, nämlich den namenlosen Erzähler, dem der Lovecraft-Kenner Robert M. Price in seiner schlaun Studie „T. E. D. Klein“ eine Ähnlichkeit mit Lovecrafts Freund Frank Belknap Long zugesteht.

Vielleicht gehe ich zu weit, aber mir erscheint „Black Man With a Horn“ als eine Parabel auf die Vergänglichkeit, auf das Ereignis, das man im hohen Alter offenbar etwas besser verstehen und wie im Fall des Erzählers sogar durchaus mit Gleichmut erwarten kann. Eine Parabel deshalb, weil die Geschichte, ihrer übernatürlichen Ingredienzen beraubt, eine durchaus elementare Essenz freigibt. Die Essenz ist ein alter Mann, ohne seine Freunde aus einem früheren Leben, der des Lebens überdrüssig geworden ist. Ohne Pathos und nicht etwa in einem panischen Akt wird er zunehmend von einer Müdigkeit überwältigt, der er sich nicht mehr entgegenstemmen will. Sein Tod, der in der Novelle nicht stattfindet, ist im Grunde genommen ein Selbstmord, denn er stolpert lediglich in eine Geschichte, die nicht die seine ist, die er jedoch jederzeit noch früh genug hätte verlassen können.

In enger Verwandtschaft zu „Black Man With a Horn“ steht die ebenfalls 1980 erschienene, nach einem Gemälde von Rousseau betitelte Novelle „Children of the Kingdom“, in der Klein seine düstere Sicht des urbanen New York auf die Spitze treibt, indem er den Komplettstromausfall von 1977 zur Basis seiner womöglich beunruhigendsten Geschichte überhaupt macht.

Bereits die ersten Seiten beweisen auf ein Neues, mit welcher Virtuosität Klein das Schreiben beherrscht. Der erste Abschnitt gibt uns auf nur zwei Seiten einen bodenlosen Einblick in die verrottenden Randbezirke New Yorks und bereitet uns so schon sehr frühzeitig auf das Folgende vor. Der zweite Abschnitt ist nach „Black Man With a Horn“ ein weiterer Geniestreich in Sachen Personencharakterisierung. Erzählt wird die Geschichte in der Ich-Form von jemandem namens Klein (der Klein in der Geschichte ist jedoch verheiratet), der selbst jedoch für den Handlungsverlauf eher unwichtig ist. Dessen Großvater Hermann Lauterbach ist, wenn auch nicht Haupthandlungsträger (so etwas gibt es in der gesamten Geschichte nicht), doch immerhin derjenige, der alle Beteiligten zusammenführt. Lauterbach ist ein anstrengender aber zutiefst sympathischer Alter, in dessen Beschreibung T. E. D. Kleins Kunst aufleuchtet. Ein einziger Nebensatz wie „[...] nachdem er zwei erschöpfte Ehefrauen überlebt hatte [...]“³⁷ sagt mehr über diesen Mann als ein weniger begabter Autor auf vielen Seiten hätte erreichen könnte.

Das Drumherum um Lauterbachs Einzug ins Altersheim etc. dient dem Stimmungsaufbau, denn das, worum es in „Children of the Kingdom“ geht, passiert erst zehn Seiten vor Schluss. New York versinkt in absoluter Finsternis und schwemmt erst sämtliche Kriminellen der Stadt und dann mysteriöse, in der New Yorker Kanalisation hausende, weiße, menschenähnliche Wesen an die Oberfläche.

„Ich beobachtete das Geschehen von meiner Terrasse im zehnten Stock aus, hier in der 89th Street“³⁸, erinnert Klein sich an den tatsächlich stattgefundenen Vorfall und spinnst Jahre später daraus eine der wohl schauerlichsten Geschichten aller Zeiten.

Für „Children of the Kingdom“ gilt im Prinzip das zu „Black Man With a Horn“ Gesagte. Auch „*Children of the Kingdom*“ glänzt durch hervorragende Personendarstellungen, einem hyperrealistischen Milieubild New Yorks mit all seinem Dreck und Rassismus und einem wirklich angsteinflößenden Plot, den Klein gewohnt virtuos im Zaume hält. Tatsächlich bleibt er immer einen letzten Schritt der finalen Konsequenz fern. Nirgendwo sonst in Kleins Werk wie hier, wird deutlich, wie Kleins Methodik des Grauens funktioniert.³⁹ Seine weißen Wesen sind, verglichen mit dem, was sonst so an Monstern durch

Horrorgeschichten geistert, verhältnismäßig harmlos. Die New Yorker Frauen werden von ihnen „belästigt“ und „terrorisiert“ (und tatsächlich auch geschwängert). Es sind nicht die Taten der jenseitigen Gestalten, die so erschreckend wirken, sondern ihre bloße Anwesenheit.

Im März 1980 schreibt Klein die Kurzgeschichte „Camera Shy“ für das Magazin *Close-Up*, einem von der Polaroid Corporation verbreiteten Glanz-Farbmagazin, dessen Konzept eine thematisch gebundene Kurzgeschichte pro Ausgabe erlaubt. Klein wird für seine Story prompt bezahlt, das Konzept jedoch kurzfristig zu Ungunsten der Kurzgeschichten umgeschmissen, so dass „Camera Shy“ nie in *Close-Up* erscheint und erst 1988 in dem Fanzine *Crypt of Cthulhu* gedruckt wird.

„Camera Shy“ ist, obwohl Klein selbst sie als nicht sehr gelungen einstuft, eine routinierte, recht gut arrangierte Kurzgeschichte, die freilich schon aufgrund ihres Umfangs nicht mit den Novellen vergleichbar ist. Die Story entspinnt sich in Mr. Melnicks Kopf, als dieser feststellt, dass die Fotos, die seine Tochter Jennifer von ihrer Hochzeitsreise nach Hause geschickt hat, ihren Bräutigam Laszlo verschweigen. Tatsächlich ist er auf keinem der Fotos zu sehen, selbst auf denen, auf denen er definitiv sein müsste. Mr. Melnick entdeckt weitere Hinweise, die Laszlo, den düsteren Europäer, hochgradig verdächtig erscheinen lassen. Seine Frau geht schlafen, Mr. Melnick selbst findet immer mehr Argumente, die ihn in dieser finsternen Nacht um seine Tochter bangen lassen. Er fasst den Plan, Jennifer und Laszlo, mit seiner Polaroid (aha!) bewaffnet, zu überraschen und ...
Das Ende bleibt offen.

3.

GROSSE SCHLACHT

–

Der Roman *The Ceremonies*

In den Siebziger Jahren hält Klein sich weitgehend als Freelancer über Wasser. Er liest Drehbücher und Manuskripte für Filmstudios, arbeitet als Korrektor für verschiedene Taschenbuchverlage und tut alles, um selbst richtiger Schriftsteller zu werden. Zu den Flops dieser Zeit zählt *Rosebud*, ein Magazin mit Schauergeschichten für Frauen, welches noch vor der Veröffentlichung wieder eingestellt wird. Mit mehr Erfolg bringt er in der *New York Times* Artikel zu den unterschiedlichsten Themen unter: Tierfolter und -mord in Kinofilmen („They Kill Animals and They Call it Art“ und „Animals In Movies – The Abuse Gets Worse“, in denen er sich nicht scheut, sich mit Robert Redford anzulegen), Charles Manson („Charles Manson, B.M.O.C.“) u.a. Daneben hilft er Kirby McCauley⁴⁰ bei dessen Konzeption für das projektierte Horror-Magazin *Twilight Zone* und wird First Editor, als es 1980 zur offiziellen Magazingründung kommt. Er muss sich bei *Twilight Zone* durch Stapel von Manuskripten lesen und kann weitgehend frei entscheiden, welche Stories er nimmt. Insbesondere hier wirkt sich Kleins Schwäche für eher sensiblen Stoff aus:

„Ich habe eine Vorliebe für das, was ich ‚gewinnbringende‘ Geschichten nenne, Geschichten, die leiser und auch sentimentaler sind als der Großteil der Horror-Literatur [...].⁴¹

Twilight Zone ist „der größte Spaß, den ich je hatte“⁴², doch auch der geht irgendwann vor die Hunde. „Irgendwie [...] machte es am Ende keinen Spaß mehr. Die Geschäftspolitik fing an, mich runterzuziehen – [...] *Twilight Zone* wurde von einigen ziemlich unangenehmen Leuten verlegt –, und [...] nach

viereinhalb Jahren ist der Job nur noch Routine.“⁴³ Anfang 1985 kündigt er, um („theoretisch“⁴⁴) *fulltime* zu schreiben.

Die Arbeiten an seinem ersten Roman *The Ceremonies* (1984) sollen sich als seine bis dahin größte Schlacht herausstellen. Länger als fünf Jahre arbeitet er an dem voluminösen Werk⁴⁵ und ist mehrmals kurz davor, die Brocken hinzuschmeißen. Als eine Art Schlüsselerlebnis stellt sich die Lektüre einer Rezension zu einem Roman von Eric Van Lustbader heraus:

„Ich dachte, Jesus, wenn dieses Zeug veröffentlicht und von einigen Lesern dermaßen respektvoll behandelt wird, dann sollte ich einfach reinhauen und das verflixte Buch zu Ende schreiben.“⁴⁶

Klein macht weiter und schafft es irgendwie, das Manuskript fertigzustellen: „Ich habe die letzte Seite buchstäblich revidiert, während mich der Aufzug nach oben ins Büro des Verlegers brachte.“⁴⁷

Die Arbeit lohnt sich. *The Ceremonies* springt für eine Woche in die Bestsellerliste der New York Times, gewinnt den August Derleth Award und macht Klein unsterblich.

The Ceremonies ist ein imposantes Werk. Es steht wie eine mächtige, bedrohliche Eiche in einer kargen, trostlosen Landschaft. Begrenzen wir uns einmal auf die phantastische Literatur, so ist *The Ceremonies* das, was Ramsey Campbell „visionären Horror“ nennt. Damit ist eine Form der Literatur gemeint, die in klassischen Novellen wie „The White People“ von Arthur Machen und „The Willows“ von Algernon Blackwood ihre Blütezeit feierte. Geschichten also, die von ihren Stimmungsbildern leben, weshalb ich persönlich die alternative Bezeichnung „atmosphärischer Horror“ vorziehe. Die Tradition des atmosphärischen Horrors ist eine Tradition der eher kürzeren Erzählform, und T. E. D. Klein ist einer der wenigen Schriftsteller, denen es gelungen ist, sie über Romanlänge durchzuhalten. Es gibt nur wenige zeitgenössische Autoren, die sich an die schwierige Form des atmosphärischen Horrors – und erst recht in Romanlänge – herangetraut haben: Fritz Leiber mit *Our Lady of Darkness* beispielsweise, oder Ramsey Campbell mit *Midnight Sun*, M. John Harrison mit *The Course of the Heart* und Robert Holdstock mit *Mythago Wood*. *The Ceremonies* ist der Monolith unter ihnen, und wenn ihn irgendwann jemand übertreffen wird, dann wird es wahrscheinlich T. E. D. Klein selbst sein, so er sich noch einmal dazu aufraffen wird, einen Roman zu vollenden.

The Ceremonies könnte man als den (äußerst gelungenen) Vorstoß ansehen, ein „The White People“ der Achtziger Jahre zu erschaffen:

The Ceremonies ist in vielerlei Hinsicht ein Versuch, Arthur Machen auf den neuesten Stand zu bringen. Das Buch grenzt beinahe an Masturbation. Es handelt von denselben Dingen, die mir an Machen Vergnügen bereiteten. Es ist dem Typen ähnlich, der einen Haufen Pornos gelesen hat und sich nun hinsetzt, genau dasselbe schreibt und dabei feststellt, dass er dabei voll aus sich herausgeht.⁴⁸

Wie Marco Frenschkowski in seinem Artikel „Machenaia“ (1993) herausstellt, steckt *The Ceremonies* voller Referenzen und Anspielungen, die sich auf Arthur Machen beziehen, und ist bis zum Bersten gefüllt mit Zitaten und Fingerabdrücken des großen Walisers (die in der deutschen Übersetzung größtenteils ausgemerzt wurden). *The Ceremonies* erfordert wahrscheinlich einen umfangreichen kommentierten Anhang (in diesem Falle den eines kundigen Machen-Forschers), um wirklich alle literarischen Anspielungen sichtbar zu machen – notwendig ist das aber nicht, denn *The Ceremonies* besteht auch ohne Entschlüsselung dieser Fingerzeige als schlichtweg spannender und erlesener Roman.

Wie bereits erwähnt, ist *The Ceremonies* die Expansion von „The Events at Poroth Farm“. Interessanterweise setzt dabei der Roman die Erzählung nicht zwangsläufig außer Kraft. Obwohl sie auf dem gleichen Handlungsgerüst beruhen (Jeremys Aufenthalt auf dem Land und seine Begegnung mit einer Entität), bleiben *The Ceremonies* und „The Events at Poroth Farm“ zwei völlig ungleiche Paar Schuhe. „The Events at Poroth Farm“ kommt als Erzählung ohne weiterführende Erklärungen über den Ursprung der bösen Macht aus, während Klein in *The Ceremonies* einen epischen Rahmen um den Mikrokosmos der Ereignisse auf der Poroth Farm legt. Beides hat seinen Reiz. Die zweite große Differenz zwischen Erzählung und Roman ist der weiter oben bereits erörterte romantische Hang Kleins, welcher Jeremy in *The Ceremonies* jetzt in der Person der sympathischen rothaarigen Carol einen weiblichen Gegenpol zur Seite stellt. Die aus der Sicht beider Akteure geschilderte Romanze ist eine entscheidende Erklärung dafür, warum *The Ceremonies* so weit über der restlichen phantastischen Literatur thront. Ohne je in die Gefahr einer Überzuckerung zu geraten, schüttet der Romantiker Klein in den Charakterisierungen von Jeremy und insbesondere von Carol derart viel Wärme und Mitgefühl aus, dass diese Szenen auch ohne die übernatürliche Komponente den Roman tragen könnten (auch wenn es dann freilich ein ganz anderer Roman wäre). Dabei zuzusehen, wie diese beiden verkorksten New Yorker Intellektuellen aufeinander treffen, sich selbst im Weg stehen, um sich dann schließlich doch noch ihren Gefühlen auszuliefern, weckt eine Verbundenheit, die nur wenige moderne Autoren zu wecken verstehen. Möglich, dass es an den autobiographischen Bezügen liegt:

Ja, Jeremy ist mir sehr nah – unangenehm nah, seit ich weiß, dass viele Leser dazu tendieren, ihn als ein kleines Arschloch anzusehen. Auch ich verbrachte den Großteil eines Sommers in einem Nebengebäude auf einer Farm in New Jersey. [...]. Ich reagierte wunderschön auf dieselbe Art und Weise auf die Insekten wie Jeremy – phobisch – und las viele derselben Bücher. Wir unterscheiden uns darin, dass Jeremy einen Mangel an eigentümlichen Freunden hat (sie hätten einen bereits überlangen Roman unnötig kompliziert), zusammen mit einem Gewichtsproblem, das ich, Gott sei Dank, niemals hatte ... zumindest bisher noch nicht.⁴⁹

Kleins Handlungsensemble besteht aus spürbaren Charakteren, die bis ins kleinste Detail ausgeleuchtet sind. Selbst das in Rosie personifizierte Böse kommt uns seltsam nah. Wo andere Horror-Autoren immer noch einen drauflegen müssen, um das Monster schlechthin zu kreieren (um sich dann spätestens am Romanende mit all dem Gefauche und Tentakelgeringel zu blamieren) gibt Klein uns einen mickrigen Rentnertypen namens Mr. Rosebottom. Laut Jeremy „... hat [Rosie] wie ein übergroßes Hündchen herumgeschnuffelt; man wartete förmlich darauf, ihn mit dem Schwanz wedeln zu sehen.“⁵⁰

Ein weiterer Bestandteil, der *The Ceremonies* exemplarisch macht, ist der geographische Aspekt. *The Ceremonies* ist auch ein Buch über die Kollision zweier Kulturen. Die Wahl des Doppelszenarios Stadt/Land bietet Klein viel Raum für einen ungewöhnlichen Romanhintergrund. Der von einer fundamentalistischen Glaubensgemeinschaft besiedelte Landstrich um Gilead, mit all seiner Folklore und Naturtradition bleibt eine unauslöschliche Romankulisse, ähnlich unvergesslich vielleicht wie Ray Bradburys Green Town, John Crowleys Edgewood, Robert Holdstocks Ryhope Forest oder eben Arthur Machens Wales.

The Ceremonies sagt uns, dass jedes Individuum seinen Platz hat. Jeremy gelingt es nicht, sich auf dem Land wirklich wohlfühlen. Irgendwann gerät er an den Punkt, da er sich, trotz der schönen Landschaft, vor Heimweh nach New York verzehrt. Klein:

Ich bin nicht gerade zu Hause in der Natur. Ich bin der Inbegriff des Großstadtmenschen. Ich

mache mir selbst etwas vor, wenn ich denke, dass ich das Ländliche liebe. Manchmal, wenn ich in der Stadt bin, sehne ich mich nach diesem kleinen, absolut abgelegenen Haus in Vermont [...]. Ich halte daran fest, mir einzureden, dass es dort absolut friedvoll und befreiend für mich ist. Aber die Wahrheit ist, ich finde es entnervend, dort für längere Zeit zu bleiben. [...] Ich liebe es, nah an der Zivilisation zu sein. Ich liebe es, in der Nähe von Buchhandlungen zu wohnen und nachts in ein Restaurant gehen zu können.⁵¹

The Ceremonies ist ein Buch, dessen Schöpfer an wirklich alles gedacht zu haben scheint. Personencharakterisierungen, Plotarrangements, und Handlungsorte greifen wie in einem perfekt laufenden Getriebe ineinander und hindern ein formvollendet scheinendes Kunstwerk nicht daran, auch alle Maßgaben für einen unterhaltsamen und spannenden Roman zu erfüllen. Kurzum: *The Ceremonies* ist ein Meisterwerk.

4.

GROSSE LEERE

–

Das Leben nach dem Roman

Nach *The Ceremonies* erfasst Klein (zumindest nach außen hin) die große Leere. Sein Ausstoß wird in der folgenden Dekade denkbar karg, und der angekündigte große Nachfolgerroman *Nighttown* ist in der Literaturszene inzwischen eher ein Joke als eine Legende, seitdem kein Mensch mehr damit rechnet, dass das Ding jemals erscheinen wird.

1985, noch im Strudel des Erfolgs von *The Ceremonies*, veröffentlicht Kleins Verlag *Dark Gods*, eine Sammlung der bisherigen Novellen Kleins („Petey“, „Black Man With a Horn“ und „Children of the Kingdom“). Unter großem vertraglichen Zeitdruck schreibt Klein für diese Sammlung auch eine neue Novelle, „Nadelman’s God“, mit der er endlich den lange verdienten World Fantasy Award gewinnt. „Nadelman’s God“ ist nach „Black Man With a Horn“ eine weitere Hommage an Lovecraft (in diesem Falle der Lyrik Lovecrafts) und mindestens genauso gelungen, da die Mischung aus unaussprechlichem Grauen, Ironie und Kleins persönlichen literarischen Vorlieben erneut das Genre belebt.

Nadelman, der Namensgeber der Novelle gerät in eine Zwickmühle, als ein apokalyptisches Horrorgedicht, welches er in jungen Jahren für eine Schülerzeitung schrieb, von einer Heavy-Metal-Band vertont (bzw. verlärm) wird. Ein Fan nimmt Nadelmans „Anweisungen“ zur Beschwörung eines Gottes so ernst, dass Nadelman sich – nach anfänglichen Lachern – bald fragt, ob in dem dilettantischen, nach einem Reimbuch konstruierten Poem doch die Kraft zur Erschaffung eines neuen Gottes liegen könnte. „Nadelman's God“ ist noch einmal ein Triumph für Klein, aber danach wird es bedenklich still um ihn. Er beteiligt sich noch mit 25 Einträgen an der von Jack Sullivan herausgegebenen *The Penguin Encyclopedia of Horror and the Supernatural* (1986) und veröffentlicht 1987 die Kurzgeschichte „Hagendorn’s House“ (späterer Titel: „Well-Connected“). Diese funktioniert auf eine ähnliche Weise wie schon „Camera Shy“: Das Schaurige entwickelt sich aus Gerüchten, Vermutungen und Hineinsteigerungen bis hin zu einer Personifizierung (diesmal in Form des zwielichtigen Hagendorn, der sich von seinem Faktotum Laszlo seine Opfer ins Haus locken lässt). Eine Auflösung gibt es aber trotz dramatischem Finale auf einem Felsvorsprung wieder nicht.

Von 1989 an gibt Klein für einige Zeit *Crime Beat* heraus, ein True-Crime-Magazin, das er selbst ins Leben gerufen hat. Daneben lehrt er „English Composition“ am John Jay College of Criminal Justice,

einem Institut der New Yorker City University, an dem sich angehende, aber auch schon ältere Cops der höheren Dienstgrade fortbilden.

Nur vier neue Kurzgeschichten – „Ladder“ (1990), „One Size Eats All“ (1993), „Curtains for Nat Crumley“ (1996) und „Growing Things“ (1999) – bringen die mageren Neunziger Jahre, und über *Nighttown* wird immer noch getuschelt. Darf man den Gerüchten Glauben schenken, soll es ein urbaner, in New York spielender Roman voller Paranoia werden, in dem ein geschiedener Mann seinen Sohn entführt und mit einer übernatürlichen Gemeinschaft in Berührung kommt. Klein selbst verrät:

„Ich hoffe, es wird zielgerichteter sein als *The Ceremonies*, möglicherweise mit etwas mehr Action und Tempo. Ich denke, danach möchte ich dann in Pension gehen und auf dem Lande gelbe Narzissen züchten.“⁵²

BIBLIOGRAPHIE

–

Das erzählerische Werk (Erstausgaben)

„The Events at Poroth Farm“. Erschienen in: *From Beyond the Dark Gateway, Vol. 1, No. 2* (December 1972).

Deutsche Ausgabe: „Das Grauen auf der Poroth-Farm“, übersetzt von Thomas Schlück. Erschienen in: Richard Davis (Hrsg.), *Der Totenvogel* (Rastatt: Pabel 1975).

„Renaissance Man“. Erschienen in: Richard Davis (Hrsg.), *Space 2* (London: Abelard-Schumann, 1974).

Deutsche Ausgabe: „Hätten Sie sich lieber einen guten Wissenschaftsautor gesucht“, übersetzt von Tony Westermayr. Erschienen in: Isaac Asimov, Martin Harry Greenberg, Joseph D. Olander (Hrsg.), *Feuerwerk der SF* (München: Goldmann, 1980).

„S.F.“. Erschienen in: Richard Davis (Hrsg.), *The Year's Best Horror Stories, Series III* (New York: DAW, 1975).

Keine deutsche Ausgabe.

„Magic Carpet“. Erschienen in: *Myrddin Three* (1976).

Keine deutsche Ausgabe.

„Petey“. Erschienen in: Charles L. Grant (Hrsg.), *Shadows 2* (New York: Doubleday, 1979).

Deutsche Ausgabe [1]: „Petey“, übersetzt von Rolf Jurkeit. Erschienen in: Charles L. Grant (Hrsg.), *Das große Gruselkabinett* (München: Heyne, 1984).

Deutsche Ausgabe [2]: „Petey“, übersetzt von Dagmar Hartmann. Erschienen in: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987).

„Children of the Kingdom“. Erschienen in: Kirby McCauley (Hrsg.), *Dark Forces* (New York: Viking, 1980).

Deutsche Ausgabe [1]: „Kinder der Finsternis“, übersetzt von Elisabeth Simon. Erschienen in: Kirby McCauley (Hrsg.), *Stille Nacht, grausame Nacht* (Rastatt: Moewig 1985).

Deutsche Ausgabe [2]: „Kinder des Königreichs“, übersetzt von Dagmar Hartmann. Erschienen in: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987).

„Black Man With a Horn“. Erschienen in: Ramsey Campbell (Hrsg.), *New Tales of the Cthulhu Mythos* (Sauk City: Arkham House, 1980).

Deutsche Ausgabe: „Der schwarze Mann mit dem Horn“, übersetzt von Dagmar Hartmann. Erschienen in: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987).

The Ceremonies (New York: Viking, 1984).

Deutsche Ausgabe [gekürzt]: *MorgenGrauen*, übersetzt von Dagmar Hartmann (München: Goldmann, 1986).

„Nadelman's God“. Erschienen in: T. E. D. Klein, *Dark Gods* (New York: Viking, 1985).

Deutsche Ausgabe: „Nadelmanns Gott“, übersetzt von Dagmar Hartmann. Erschienen in: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987).

„Hagendorn's House“ [späterer Titel: „Well-Connected“]. Erschienen in: *Country Inns*, Spring 1987.

Deutsche Ausgabe: „Gute Verbindung“, übersetzt von Ralph Tegtmeier. Erschienen in: Joachim Körber (Hrsg.), *Horror vom Feinsten 2* (München: Heyne, 1993).

„The Ceremonies – First Printing of a Deleted Chapter“. Erschienen in: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

Keine deutsche Ausgabe.

„Camera Shy“. Erschienen in: *Crypt of Cthulhu*, No. 56 (Roodmas, 1988).

Keine deutsche Ausgabe.

„Ladder“. Erschienen in: Thomas F. Monteleone (Hrsg.), *Borderlands* (New York: Avon, 1990).

Keine deutsche Ausgabe.

„One Size Eats All“. Erschienen in: *Outside Kids*, Summer 1993.

Keine deutsche Ausgabe.

„Curtains for Nat Crumley“. Erschienen in: Gahan Wilson (Hrsg.), *Gahan Wilson's The Ultimate Haunted House* (New York: HarperPrism, 1996).

Keine deutsche Ausgabe.

„Growing Things“. Erschienen in: Al Sarrantonio (Hrsg.), *999. New Stories of Horror and Suspense* (New York: Avon Books, 1999).

Deutsche Ausgabe: „Es sprießt und wächst“, übersetzt von Hans Schuld. Erschienen in: Al Sarrantonio (Hrsg.), *999* (München: Piazza, 1999).

Verwendete Literatur

Neben den in den Anmerkungen aufgeführten Quellen wurde die folgende Literatur verwendet. Für die freundliche Bereitstellung von unumgänglichem aber schwer zugänglichem Material über T. E. D. Klein bin ich Volker Hofmann, Olaf Schürmann, Dr. Marco Frenschkowski und Frank Festa meinen Dank schuldig.

T. E. D. Klein, „Charles Manson, B.M.O.C.“. In: *The New York Times*, March 28, 1972.

T. E. D. Klein, „They Kill Animals And They Call It Art“. In: *The New York Times*, January 13, 1974.

T. E. D. Klein, „Animals in Movies – The Abuse Gets Worse“. In: *The New York Times*, June 8, 1975.

T. E. D. Klein, „How I Flopped As a Paramount Script Reader“. In: *The New York Times*, October 26, 1975.

Robert M. Price, "T. E. D. Klein". In: Darrell Schweitzer (Hrsg.), *Discovering Modern Horror Fiction* (Mercer Island, Washington: Starmont House, 1985).

T. E. D. Klein, „A Dreamer's Tales“. In: H. P. Lovecraft, *Dagon and Other Macabre Tales* (Sauk City: Arham House, 1986).

T. E. D. Klein, „T. E. D. Klein: Biographical Notes“. In: *Dagon*, No. 18/19, Ju1y/October 1987.

Ramsey Campbell, „A Developing Series of Generic Forms“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

S. T. Joshi, „‘The Events at Poroth Farm’ and the Literature of Horror“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

Steven J. Mariconda, „T. E. D. Klein's Images of Terror“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

Mark Valentine, „Et Diabolus Incarnatus Est – The Ceremonies and Themes from Arthur Machen“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

Peter F. Jeffrey, „Klein to the Rescue (The Horror Expert Sort PHL from HPL)“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

Peter Cannon, „Klein's God“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

T. E. D. Klein, „T. E. D. Klein – A Bibliography“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

T. E. D. Klein, *Raising Goosebumps for Fun and Profit* (New York: Footsteps Press, 1988).

S. T. Joshi, „T. E. D. Klein: Urban Horror“. In: *Studies in Weird Fiction*, No. 10, Fall 1991.

Marco Frenschkowski, „Machenalia“. In: *Quarber Merkur*, 1993.

Anmerkungen

1 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“. In: Douglas E. Winter, *Faces of Fear* (New York: Berkeley, 1990). Dieses und sämtliche nicht in deutscher Sprache vorliegenden Zitate wurden von mir übersetzt.

2 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“, a.a.O.

3 Obwohl er in *Contemporary Authors, Volume 119* angibt, Demokrat zu sein.

4 Carl T. Ford, „T. E. D. Klein: Master of Ceremonies“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.

5 Carl T. Ford, „T. E. D. Klein: Master of Ceremonies“, a.a.O.

6 Carl T. Ford, „T. E. D. Klein: Master of Ceremonies“, a.a.O.

- 7 *New York Times Book Review*, July 29, 1984.
- 8 *New York Times Book Review*, August 4, 1985.
- 9 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 10 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 11 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 12 Carl T. Ford, "T. E. D. Klein: Master of Ceremonies", a.a.O.
- 13 Mit Ausnahme von S. T. Joshi geht keiner der über T. E. D. Klein schreibenden Autoren auf das Thema „Romantik“ ein.
- 14 T. E. D. Klein, „Einführung“. In: Nancy A. Collins, Edward E. Kramer & Martin H. Greenberg (Hrsg.), *Schwingen der Finsternis* (München: Heyne, 1997), S. 15.
- 15 T. E. D. Klein, „Einführung“, a.a.O., S. 13.
- 16 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 17 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 18 Carl T. Ford, "T. E. D. Klein: Master of Ceremonies", a.a.O.
- 19 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 20 Douglas E. Winter, "T. E. D. Klein", a.a.O.
- 21 T. E. D. Klein, „Biographical Notes“. In: *Dagon*, No. 18/19, July/October 1987.
- 22 T. E. D. Klein, „Biographical Notes“, a.a.O.
- 23 Anonym, "T. E. D. Klein“. In: *Twilight Zone*, October 1986.
- 24 T. E. D. Klein, „Das Grauen auf der Poroth-Farm“. In: Richard Davis (Hrsg.), *Der Totenvogel* (Rastatt: Pabel 1975), S. 106.
- 25 T. E. D. Klein, „Das Grauen auf der Poroth-Farm“, a.a.O., S. 102.
- 26 T. E. D. Klein, „Das Grauen auf der Poroth-Farm“, a.a.O., S. 99.
- 27 T. E. D. Klein, „Das Grauen auf der Poroth-Farm“, a.a.O., S. 112.
- 28 T. E. D. Klein, „Hätten Sie sich lieber einen guten Wissenschaftsautor gesucht“. In: Isaac Asimov, Martin Harry Greenberg, Joseph D. Olander (Hrsg.), *Feuerwerk der SF* (München: Goldmann, 1984), S. 80.
- 29 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“. In: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987), S. 183.
- 30 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 149.
- 31 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 154.
- 32 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 154.
- 33 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 151.
- 34 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 195.
- 35 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 190.
- 36 T. E. D. Klein, „Der Schwarze Mann mit dem Horn“, a.a.O., S. 167.
- 37 T. E. D. Klein, „Kinder des Königreichs“. In: T. E. D. Klein, *Verschwörung der Götter* (München: Goldmann, 1987), S. 183.
- 38 T. E. D. Klein, „T. E. D. Klein responds“. In: *Studies in Weird Fiction*, No. 10, Fall 1991.
- 39 vgl. Robert M. Princes Untersuchung von Kleins Methoden in seinem Artikel „T. E. D. Klein“.
- 40 Kirby McCauley: Hochkarätiger literarischer Agent (seine Klienten sind u.a. Stephen King und T. E. D. Klein selbst) und Herausgeber der legendären ersten Horror-Giganto-Anthologie *Dark Forces* (1980), in der Klein mit „Children of the Kingdom“ vertreten ist.
- 41 Anonym, "T. E. D. Klein“. In: *Twilight Zone*, October 1986.
- 42 Carl T. Ford, "T. E. D. Klein: Master of Ceremonies", a.a.O.
- 43 Carl T. Ford, "T. E. D. Klein: Master of Ceremonies", a.a.O.
- 44 T. E. D. Klein, „Biographical Notes“, a.a.O.
- 45 Der deutsche Leser muss aufgrund der massiv gekürzten deutschen Übersetzung unter dem Titel *MorgenGrauen* leider auf vieles verzichten. Kaum eine andere verstümmelte deutsche Übersetzung schreit derart nach einer Neuübersetzung wie die von *The Ceremonies*. Die Übersetzung wurde seinerzeit von Dagmar Hartmann besorgt, der Inhaberin von „Dagmar Hartmann Übersetzungen und Kosmetik“ in München. Eine entsprechende Anfrage von mir über die

- 46 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“, a.a.O.
- 47 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“, a.a.O.
- 48 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“, a.a.O.
- 49 Carl T. Ford, „T. E. D. Klein: Master of Ceremonies“, a.a.O.
- 50 T. E. D. Klein, *MorgenGrauen* (München: Goldmann, 1986), S. 230.
- 51 Douglas E. Winter, „T. E. D. Klein“, a.a.O.
- 52 Carl T. Ford, „T. E. D. Klein: Master of Ceremonies“, a.a.O.

Addendum, August 2014

Dieser Artikel erschien zuvor lediglich in einer winzigkleinen limitierten Auflage in 4 Teilen in dem Print-Newsletter *Das Dunkle Archiv*, herausgegeben von Uwe Voehl, in den Ausgaben:

#8, Januar/Februar 2000

#9, März/April 2000

#11, Juni/Juli 2000

#12, August 2000

Für die vorliegende Publikation wurde er durchgesehen und überarbeitet.

Die hier erstmals online gestellte definitive Version erschien ursprünglich in: Michael Schmidt (Hrsg.), [Zwielicht 5](#) (Bickenbach: Saphir im Stahl Verlag Erik Schreiber, 2014), lektoriert von Achim Hildebrand.

Um T. E. D. Klein ist es seit Originalveröffentlichung des Artikels denkbar still geblieben. Seine bis 1999 erschienen neueren Erzählungen erschienen gesammelt in dem Band *Reassuring Tales* (Burton, Michigan: Subterranean Press, 2006), dem Klein ein Vorwort spendierte.

Der einzige neue erzählende Text ist die Erzählung „Imagining Things“ (2007).

Der Roman *Nighttown* ist niemals erschienen und wird wohl der größte Witz der modernen Literaturgeschichte bleiben.

Eine ungekürzte deutsche Übersetzung von *The Ceremonies* ist bis heute nicht erschienen. Aktuell (Stand 2013) arbeitet T. E. D. Klein für das Magazin *GQ*.

Constantin Dupien - Das Ende



© Julia Takagi

Diese Geschichte beruht zu Teilen auf einer wahren Begebenheit. Ein tragisches Ereignis, das sich etwa um 1980 in Leipzig abspielte.

11:37 Uhr – Zustand: klar und ruhig – keine Schmerzen – Stimmung: ein leichtes Kribbeln vor Aufregung

Nur mehr wenige Minuten bleiben mir, vielleicht eine Stunde, und dann ich werde ich tot sein. Noch geht es mir gut. Nie war ich bei so klarem Bewusstsein wie jetzt.

Der Gedanke reifte nicht etwa über einen längeren Zeitraum in mir. Es überkam mich urplötzlich. So als wären zwei Synapsen aneinandergedrallt und hätten Funken geschlagen. Das Feuer, das sich dadurch entwickelte, loderte binnen eines Wimpernschlages in jeder einzelnen Gehirnzelle. Breitete sich über meinen ganzen Körper aus und hüllte mich in eine wohlige Wärme. Als ich die Augen vollends wieder aufgeschlagen hatte, assoziierte mein Gehirn den vor mir stehenden Gasherd nicht mehr mit dem veralteten Schrotthaufen, der er aus materieller Sicht war und für den ich ihn ursprünglich auch gehalten hatte. Das Gerät verwandelte sich in meiner Wahrnehmung zu einem Instrument der Erlösung. Zu *meinem* Instrument der Erlösung.

Inzwischen steht es einsatzbereit in der Küche meiner Wohnung, vielleicht zwei Meter von mir entfernt. Doch die Distanz scheint viel geringer, als genügte es, beide Arme auszustrecken, um den kalten Stahl fest umschlingen zu können. Lieber würde ich meine geliebte Anna-Maria umarmen. Ich lege Stift und Papier beiseite. Es kann beginnen.

*

„Was verlangst du für dieses Stück?“, fragte ich den alten Mann, dessen ölverschmierte Latzhose sich

nahtlos in die metallene Melange verrosteter Autos, Motorräder und unzähliger Haushaltsgeräte aus der vergangenen Welt einreichte. Der Alte bedachte mich mit einem abschätzenden Blick.

„Für das Schrottteil? Pah!“ Mit einer eindeutigen Handbewegung gab er mir zu verstehen, dass kein Tauschgut vonnöten wäre. Wahrscheinlich erregte meine hagere Gestalt sein Mitleid. Vielleicht wollte er sich aber auch nur darüber amüsieren, wie ich Hänfling das Gerät abtransportieren würde. Es war mir egal, was er dachte.

„Hast du auch eine Gaskartusche dafür?“, fragte ich.

Hämisches Lachen.

„Machste Witze? Würd’ dir das Ding doch sonst nich’ einfach so überlassen, pah!“

Ich nickte. Dann fiel mein Blick auf eine alte englischsprachige Ausgabe von John Steinbecks *Of Mice and Men*. Das Funkeln in meinen Augen versuchte ich zu unterdrücken. Der Alte sollte nicht wissen, dass so ein vergilbtes Buch einen großen Wert haben konnte in den Händen eines Literaturliebhabers.

Steinbecks Geschichten waren es, durch die ich seit meiner Jugend den Wunsch hegte, selbst ein Autor zu werden. Ein Laib Brot bescherte mir das Buch und ein zahnloses Grinsen. Beide Seiten glaubten, einen guten Deal gemacht zu haben.

Ich steckte den Steinbeck in die Hosentasche, hievte das Gerät auf einen klapprigen Rollwagen, befestigte es mit einem ausgefransten Seil und verließ den Schrottplatz, ohne mich von dem Mann zu verabschieden. Angestrengt trottete ich durch die nahezu verlassen Straßen Leipzigs, den Wagen hinter mir herziehend und hoffend, dass er nicht auseinanderbrechen würde. Die Prager Straße entlang (zumindest hieß sie einmal so, als Namenszuweisungen noch eine Bedeutung hatten), wo seit fast einhundertfünfzig Jahren das Völkerschlachtdenkmal wie ein drohender Riese über alles wachte. Als das Chaos ausgebrochen war, konnten jedoch auch die Abermillionen Tonnen Gesteinsbrocken nichts daran ändern: Die Mauern unserer gewohnten Verhältnisse, aus der Zeit vor meinem Gefängnisaufenthalt, wurden gnadenlos niedergerissen. Nie wieder wird es so werden wie früher.

Die Zeit im Gefängnis ... Zwölf Jahre lang vegetierte ich in einer einsamen Zelle dahin. Erst als Gefangener des Staates, dann als vergessenes Kind der vergangenen Welt, mit dem niemand etwas anzufangen wusste, und das deshalb eingesperrt blieb. Wahrscheinlich erging es mir dort besser als den Menschen da draußen, die den Niedergang miterlebten.

Der aufgerissene Asphalt erschwerte es mir, den Wagen unfallfrei durch die Straßen zu steuern. Buschwerk wuchs aus den tiefen Ritzen, die sich wie ein weitverzweigtes Astwerk über den Boden zogen. Links und rechts des Weges lagen ganze Häuserblöcke in Trümmern. Hie und da erblickte ich die Rauchschwaden eines Lagerfeuers, an dem sich heruntergekommene Gestalten wärmten. Sie würdigten mich keines Blickes – zu viel Angst hatten sie vor den schwarzen Flugmaschinen, die beständig über uns kreisten und alles überwachten ... und notfalls eingriffen, sollten sie etwas (scheinbar) Verdächtiges entdecken.

Nach etwa einer Dreiviertelstunde erreichte ich den Rundling. Der innerste Zirkel der in drei konzentrischen Ringen angeordneten Wohnblöcke hatte die Zerstörungswellen wie durch ein Wunder nahezu unbeschadet überstanden. Auch wenn es seit Jahren kein fließendes Wasser und keinen Strom mehr gab, so bot mir dieser Unterschlupf immerhin ein festes Dach über dem Kopf. Von meinen Nachbarn hörte ich wenig, jeder war damit beschäftigt, sich selbst am Leben zu erhalten. Eine gemeinschaftliche Ader existierte nicht mehr.

Unter Einsatz meiner ganzen Kraft zerrte ich den Herd Stufe um Stufe höher, bis in den zweiten Stock, bis hinein in meine Wohnung, bis in die Küche, wo ich ihn abstellte. Stark schwitzend stützte ich mich darauf ab und rang nach Luft. Nahrungsmittel waren ein extrem knappes Gut, und oft fehlte mir bei

körperlicher Anstrengung die Kraft.

Wo und wie ich eine funktionierende Gasflasche auftreiben könnte, waren Fragen, denen ich mich später widmen würde. Um mich erst einmal zu erholen, schlug ich das in dunkles Leder eingebundene Buch auf, in dem sich meine handschriftlichen Aufzeichnungen befanden. Nicht ohne Stolz blätterte ich durch die Seiten. Einzig die letzten zehn waren bisher weiß geblieben – jedoch gab ein Bild von mir und Anna-Maria, meiner Freundin, der Tristesse einen Farbtupfer.

Anna-Maria.

Ich vermisste sie so sehr. Doch noch konnte ich nicht aufgeben, das letzte Kapitel fehlte zur Vollendung meines ersten und einzigen Werkes.

Mein Atem ging schwer, die ausgemergelten Hände zitterten. Ich schlug das Buch ziemlich weit vorne auf und begann zu lesen ...

Für die Nachwelt!

Die Menschheit, so waren sich die Wissenschaftler im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert einig, würde bis zum Jahr 2050 auf nicht mehr als neun Milliarden Menschen anwachsen. Gleichzeitig werde sich die Getreideproduktion durch technischen Fortschritt jedoch so verbessern, dass diese Wachstumsrate ohne Lebensmittelknappheit zu stemmen sei.

2044, im achten Jahr meiner Haft, überschritt die Weltbevölkerung die Zwölf-Milliarden-Marke. Vor allem in den ärmsten Nationen, aber auch in den Schwellenländern gebaren die Mütter immer mehr Babys. Und dieser Nachwuchs wiederum zeugte bald seinerseits neue Kinder – die Weltbevölkerung wuchs superexponentiell, während die Nahrungsmittelproduktion mit dieser Geschwindigkeit nicht mithalten konnte. Wie waren so viele Mäuler zu stopfen? Wer hatte ein Anrecht auf eigentlich freie Güter wie Wasser und die Fischbestände der Weltmeere?

Mit der Zeit klärte sich diese Frage von selbst: Ganze Artbestände landeten in den gierig schlemmenden Mündern. Der Hunger der Menschheit war unersättlich. Luxusliner wurden in gigantische Fischerboote umfunktioniert, Fabrikhallen verwandelten sich in automatisierte Schlachthäuser. Doch noch immer verlangten die Hungernden nach mehr. Bald schon gab es keine Fische mehr zu fangen und kein Vieh mehr zu schlachten. Als Erste lehnten sich die Chinesen auf. Über drei Milliarden Menschen mussten ihre leeren Mägen füllen, um nicht elendiglich zu krepieren. Sie kämpften gegen ihre Regierung und stürzten diese, lebten fortan in Anarchie.

Die Biologen und Chemiker der westlichen Hemisphäre versuchten in der Zwischenzeit, dieser tragischen und gefährlichen Entwicklung entgegenzusteuern. Sie manipulierten immer mehr Gene, um Weizen, Roggen und Soja schneller und wetterbeständiger wachsen und gedeihen zu lassen.

Tierembryonen injizierten sie spezielle Wachstumshormone, sodass Schweine, Rinder und dergleichen nach wenigen Wochen ausgewachsen und bereit für den Schlachthof waren.

Es hätte funktionieren können. Doch die Wissenschaftler hatten ihre Rechnung ohne Mutter Natur gemacht. Die mochte diese ganze Idee mit veränderten Genpools nicht. Durch das zigfache Kreuzen des Erbgutes entstand eine fatale Disharmonie in der Pflanzen- und Tierwelt. Unerklärliche Krankheiten und Seuchen brachen aus, der Verzehr von Fleisch verursachte tödliche Darminfekte, Bäume verloren ihre Blätter und Früchte, Kartoffeln verdarben im Boden und auf den Feldern standen kornlose Halme. Immer mehr Menschen bevölkerten die Erde und mussten aus immer weiter schwindenden, teilweise vergifteten Nahrungsvorräten versorgt werden. Eine Eskalation war vorprogrammiert.

*

11:43 Uhr – Zustand: immer noch klar und sehr gefasst – keine Schmerzen – Stimmung: Die

Aufregung weicht einem beruhigenden Gefühl der Gewissheit

Sorgfältig verschließe ich die Haustür und lasse den Schlüssel stecken. Langsam schreite ich den Flur entlang. Vorbei an all den Fotos von Anna-Maria und mir, die an der Wand hängen. Bilder aus einer Zeit, in der die Dinge schon genauso schlecht standen, wir uns aber gegenseitig Hoffnung geben konnten. Nachdem auch die Tür zur Küche ins Schloss gefallen ist, wird mir bewusst, dass es kein Zurück mehr gibt. Mit Klebeband verschließe ich die Ritzen rings um die Fenster, in den Abluftschacht stopfe ich einen alten Lappen. Dann presse ich ranzige Geschirr- und Handtücher, die ich in den vergangenen Stunden aus Mülltonnen zusammengesucht habe, in die Türschlitze und eliminiere auch den letzten Sauerstoffzugang. Der Raum ist jetzt hermetisch abgeriegelt.

Mit wenigen Handgriffen besiegele ich mein Schicksal: den Hahn der Gaskartusche aufdrehen, den Zündknopf betätigen, alle vier Flämmchen entfachen und ... abwarten.

Geduldig setze ich mich an den Esstisch, nehme Bleistift und Papier zur Hand und führe meine kurz zuvor begonnenen Schreiarbeiten fort.

*

Als die Nacht hereinbrach, begab ich mich auf die Suche nach einer gefüllten Gaskartusche. Ich hoffte, dass vor dem Zusammenbruch noch irgendwo in den alten Mehrfamilienhäusern in Löbnig, die man vor dem Zweiten Weltkrieg erbaut hatte, mit Gas geheizt wurde. Die meisten Gebäude standen seit Jahren leer. Niemand benötigte mehr so viel Wohnplatz, der im Winter mit Wärme versorgt werden musste. Behutsam bewegte ich mich durch die Finsternis. Auch wenn es sehr unwahrscheinlich war, dass sich jemand an mich heranwagte, sollte doch niemand die Möglichkeit bekommen, mir meinen ersehnten Fund, so ich ihn erst in den Händen hielt, wieder abzunehmen.

Vor den geheimnisvollen Flugmaschinen am Himmel konnte ich mich nicht verstecken, ihre Sensoren durchdrangen problemlos die Dunkelheit, und selbst Stahl und meterdicke Betonwände stellten kein Hindernis für ihre mechanischen Augen dar. Ich musste auf mein Glück hoffen und mich so unauffällig benehmen, wie es bei einem nächtlichen Streifzug eben möglich war. Niemand wusste, wo diese verdammten Dinger herkamen und wer sie steuerte. Nach dem Ende der Konflikte waren sie einfach aufgetaucht und schwebten seitdem über den Städten Europas. Sie kontrollierten uns, ahndeten Verbrechen und bestrafte das Zusammentreffen von Menschen, erstickten jedwedes Aufkommen von Gemeinschaftsaktivitäten und Gruppendynamik im Keim. Dabei kannten sie nur eine Strafe: einen Laserstrahl, der die Körper ins Nichts verschwinden ließ. Niemand wusste, was mit den Verlorengegangenen, wie sie genannt wurden, passierte. Keiner wollte es herausfinden. Auch auffälliges Verhalten einzelner Personen weckte zuweilen das Interesse der Überwacher. Dabei konnte man sich nie sicher sein, ob man nicht selbst gerade beobachtet wurde. Europa wurde zu einem gigantischen Panopticon. Die verbliebene Menschheit verkam zu einem riesigen Heer unmündiger Gefangener in Einzelzellen.

Es war eine kalte und sternenlose Nacht. Auf meinem Weg begegnete ich keiner Menschenseele. Ich schlich durch einen schmalen Pfad und erreichte wenige Schritte später mein Ziel.

Die ersten drei Häuser brachten mir wenig Glück. Zwar waren sie, wie erwartet, unbewohnt, jedoch ließ sich kaum etwas Nützliches finden – und erst recht nicht das, wonach ich begehrte. Meine einzige Beute war eine Armbanduhr, deren Glas gesprungen war, die aber erstaunlicherweise funktionierte. Die Zeitangabe konnte durchaus stimmen, denn vor drei Stunden war die Sonne untergegangen, was in etwa mit der Stellung der Zeiger übereinstimmte. Auch wenn Stunden und Minuten eigentlich keine Rolle mehr spielten, legte ich die Uhr an. Sie konnte mir bei meinem geplanten Vorhaben nützlich sein.

Das nächste Gebäude betrat ich durch ein weit aufklaffendes Loch in der Fassade. Ich suchte nach der Küche und fand ... die Überreste eines Elektroherdes. Gerade als ich das Grundstück enttäuscht wieder verlassen wollte, vernahm ich ein leises Röcheln, das aus dem Nebenzimmer zu kommen schien. Leise schlich ich in die Richtung des Geräusches. ‚Vielleicht hat der Fremde mich gar nicht gehört‘, dachte ich und trat im selben Moment auf zersplitterte Glasscheiben. Das Knirschen durchbrach die Stille der Nacht. Gebannt blieb ich stehen und lauschte in die Dunkelheit hinein, als ein Schuss sich löste ...

*

11:54 Uhr –Zustand: relativ klar – keine Schmerzen, jedoch ein einsetzender leichter Schwindel – Stimmung: schwermütig

Das Rekapitulieren vergangener Ereignisse in meinem Leben, selbst das Besinnen auf die Geschehnisse der letzten Tage, fällt mir zunehmend schwerer. Noch sind es keine wirren Illusionen und Fantasien, die mein Denken leiten, doch es ist lediglich eine Frage der Zeit, bis das entweichende Kohlenmonoxid erst gierig meinen Verstand und schließlich die Luft zum Atmen verzehren wird.

Erste Anzeichen deuten bereits auf einsetzenden Verfall hin. Meine Konzentration reicht für kaum mehr als ein oder zwei Gedanken (oder geschriebene Sätze). Müdigkeit setzt ein, und meine Augen scheinen den Raum, in dem ich mich befinde, nur noch als ein verschwommenes Abbild der Realität zu projizieren. Es fühlt sich so an, als würde ich nicht hierher gehören, wäre niemals ein Teil dieser Welt gewesen. Anna-Maria, wo bist du?

*

Das Projektil schlug unweit neben mir in die Wand ein. Mit einem Hechtsprung versuchte ich, mich in Sicherheit zu bringen. So sollte es nicht enden. Weitere Schüsse lösten sich aus der Schwärze des Nachbarräumes. Vorsichtig lugte ich hinter meiner Deckung, einem ausgebeulten und zerfledderten Stoffsofa, hervor. Das hell aufflackernde Mündungsfeuer zeigte die Position des Angreifers an. Das Knacken zerberstenden Holzes verriet mir, dass zwei Kugeln wahrscheinlich den Türrahmen getroffen hatten. Die nächsten Geschosse blieben dicht neben mir in der Wand stecken. Ich hörte, wie ein Teil des Putzes abbröckelte und auf den Fußboden niederrieselte. Da die Schüsse in unmittelbarer Nähe eingeschlagen hatten, duckte ich mich wieder – eine weise Entscheidung, denn die letzte Kugel durchfetzte die Couch und streifte mit verminderter Geschwindigkeit meinen Oberarm. Dann machte es *klick, klick*. Das Magazin war leer geschossen. Ich nutzte diesen kurzen Augenblick, um aus meiner Schutzposition herauszustürmen, hinein ins Ungewisse.

Schemenhaft erkannte ich einen Mann, der, mit dem Kopf an die Wand gelehnt, auf dem Boden lag. Ich stürzte mich auf ihn, holte zum Schlag aus ... und hielt inne. Der Unbekannte zeigte keine Gegenwehr. Anscheinend war er zu verletzt oder zu geschwächt, um sich gegen mich aufzubauen. Ich ließ von ihm ab.

„Bitte schlag mich nicht. Ich hatte doch nur Angst.“

Unversehens setzte mein Herzschlag für einige Sekunden aus. Ich keuchte schwer, dieses Mal jedoch nicht vor Anstrengung, sondern auch, weil ich um Fassung rang. In meinem Kopf drehte sich alles.

„Diese Stimme“, durchfuhr es mich. „Nein, das kann doch nicht sein, das ist doch ...“

„Peter, bist du es?“ Während ich sprach, entfachte ich eines der Streichhölzer, die ich immer bei mir trug. Zwei verdutzt dreinblickende Augenpaare trafen sich im winzigen Lichtkegel der Flamme. Dennoch reichte die Helligkeit aus, um Gewissheit zu erlangen.

Peters Gesicht wirkte kraftlos und war eingefallen. Vermutlich dachte er das Gleiche über mich.

„Was zur Hölle ...?“, fragte er. „Das gibt es nicht. D-du lebst?“

„Mehr oder weniger“, antwortete ich knapp.

Peter war während unserer Jugendzeit mein bester Freund gewesen. Gemeinsam gingen wir durch dick und dünn, standen immer füreinander ein. Vor allem ich für ihn, wenn er mal wieder etwas angestellt hatte. Für Peter ging ich in das Gefängnis. Für ein Verbrechen, das er begangen hatte.

Er brachte mit brüchiger Stimme hervor: „Wie ist es dir ergangen, was treibst du hier?“ Das Sprechen bereitete ihm sichtlich Schmerzen, aber er bemühte sich anscheinend, diese Schwäche vor mir zu verbergen.

„Du hast mich nicht ein einziges Mal besucht während der zwölf Jahre. Verdammt, ich habe dich davor bewahrt, in den Knast zu wandern, und du lässt mich einsam in einer Zelle verrotten. Dann finde ich dich eine halbe Ewigkeit später zufällig wieder, wie du im Dreck liegst und dahinsiechst.“

„Es tut mir so leid. Ich ... Hilf mir!“

Mit einer abwehrenden Handbewegung bedeutete ich ihm, den Mund zu halten. Dann ging die Flamme aus und die Dunkelheit kehrte zurück.

„Tut mir leid, ich kann nicht länger hier bleiben, sonst entdecken uns diese verdammten Dinger da oben. Dann sind wir beide dran“, erklärte ich. Dennoch entzündete ich ein weiteres Streichholz, um meinem alten Freund ein letztes Mal ins Gesicht zu blicken.

Er spürte, dass von mir keine Hilfe zu erwarten war. Seine Augen drückten Scham aus, aber auch die Neugier Hunderter unbeantworteter Fragen. Die Schuldgefühle, die ihn quälten, gaben mir keine Genugtuung. Auch nicht, dass er sich bei einem Hustenanfall vor Schmerzen krümmte. Der entkräftete Körper wand sich am Boden. Peters Atem ging schwer. Als auch das zweite Zündholz verglüht war, erlosch ebenso jeder Hass in mir, den ich jemals gefühlt hatte. In meinem Herzen gab es keinen Platz mehr für solch starke Empfindungen. Ein Mensch lag im Sterben, und ich verspürte nichts. Gleichwohl, aus einem unergründlichen Anflug von Sentimentalität heraus, ließ ich mich neben dem Sterbenden nieder, um ihn bis zu seinem Tod zu begleiten.

*

12:43 Uhr –Zustand: labil, Schwindelanfälle und Müdigkeit – heftige Kopfschmerzen und kurze Aussetzer – Stimmung: zweifelnd

Weiterhin entfleucht das tödliche Kohlenmonoxid unaufhaltsam aus der Gasflasche. Ich lasse es geschehen. Meine Anna-Maria wird nie mehr zu mir zurückkehren, wahrscheinlich ist sie schon lange zu Staub zerfallen. Sie war mein Halt in einer Welt, die nichts zu bieten hat als Tod, Verderben und Einsamkeit.

Die Symptome sind genauso, wie es zu erwarten war. Eine schnell einsetzende Müdigkeit, begründet durch den Sauerstoffmangel im Gehirn, gepaart mit einem stark pochenden Kopfschmerz – ich gebe mir noch eine halbe Stunde, maximal fünfundvierzig Minuten. Unversehens setzen Erinnerungen an meine Kindheit ein. Das unbeschwerte Aufwachsen mit Mama und Papa. Die einzelnen Szenen werden immer wieder unterbrochen von kurzen Momenten völliger Schwärze. Wenn ich die Uhr kontrolliere, bemerke ich, dass die Aussetzer bis zu einer Minute dauern.

Meine Erinnerungen verblassen mehr und mehr. Der Schmerz in meinem Schädel übermannt alle Sinne, offenbart seine übermächtige Kraft. Tränen wollen über meine Wangen rinnen, doch weder gelingt es mir, meinen Körper zu kontrollieren, noch, meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Hoffentlich wird man später meine Handschrift entziffern können.

*

Am Horizont funkelten die ersten Sonnenstrahlen und kündigten einen neuen Tag an. Keiner von uns beiden hatte während der letzten Stunden auch nur ein einziges Wort gesprochen. Stillschweigend saß ich neben Peter und beobachtete, wie das Leben langsam aus ihm wich. Den Kopf zu mir gewandt, wie ich im einsetzenden Morgengrauen undeutlich erkennen konnte, blickte er mich an. Hoffte er auf Absolution? Wieder aus einem mir unerklärlichem Gefühl heraus schloss ich die Augen und begann zu erzählen: „Als ich aus dem Knast kam, habe ich eine Frau kennengelernt, Anna-Maria. Du hättest sie sicher gemocht. Sie war mutig und fürchtete diese verdammten Flugmaschinen ebenso wenig wie ich. Wir lebten zusammen in einer Wohnung, kannst du das glauben? Sie haben uns in Ruhe gelassen. Und wenn, dachten wir, holen sie uns beide. Dann wäre es auch egal. Mit einer einfachen Analogkamera haben wir uns fotografiert, wie ein gewöhnliches Paar in der alten Zeit. Nachts liebten wir uns. Ich habe ihr gesagt, dass ich immer bei ihr sein will, und dann ... dann war sie weg. Diese Dinger haben sie einfach geholt und mich verschont. So war das nicht geplant. Nein, alleine kriegen die meine Seele nicht, lieber sterbe ich vorher.“

Tief sog ich die frische Morgenluft in meine Lungen ein und öffnete die Lider. Peters Atem wurde indes immer flacher, das beständige Röcheln war kaum mehr zu vernehmen. Ich erzählte ihm von meinem Plan. Erklärte, weshalb ich des Nachts durch das Haus geschlichen kam.

Jetzt, bei Tageslicht, konnte ich meine Streifwunde besehen. „Mann, da hab ich ganz schön Glück gehabt, dass du so ein schlechter Schütze bist. Ich ... Peter?“

Eine Hand ergriff meinen Arm. Zwei schreckgeweitete Augen starrten mich an. Durch Peters Körper ging ein Ruck, der wie ein Messer meinen Panzer zerschneidet. Weinen konnte ich nicht, doch ich verspürte eine ähnliche Pein, wie sie mir die Erinnerungen an Anna-Maria bereiteten. Mit seinem letzten Atemzug hauchte Peter nur ein Wort: „Keller!“ Dann war er tot.

„Ich verzeihe dir“, sagte ich nach einer Weile in die Stille hinein.

Auf dem Weg zurück nach Hause begegnete ich wieder vereinzelt am Straßenrand herumlungern den Personen, die scheinbar völlig emotionslos dastanden und sich an kleinen Lagerfeuern wärmten. In Wahrheit hatten sie Angst. Ja, es blieb friedlich nach dem Ende der vergangenen Welt, aber die Menschen vegetierten seitdem vor sich hin, gefühllos und ohne echtes Bewusstsein. Figuren aus Fleisch und Knochen, durch deren Adern jedoch kein Blut mehr floss und deren Haut sich eiskalt anfühlte, wenn man sie berührte, weil in ihren Herzen kein Platz mehr war für Wärme und Menschlichkeit.

Als ich die Stufen zu meiner Wohnung emporstieg, fühlte ich mich entschlossen wie nie zuvor. In beiden Händen hielt ich die schwere Gasflasche, die Peter im Kellergewölbe versteckt gehalten hatte. Wenig später saß ich wieder auf einem Stuhl in der Küche und griff nach meinem Buch.

Nationen stritten sich erst friedlich in den Kabinetten und verhandelten bei konspirativen Treffen. Sie verbündeten sich miteinander, schlossen Rückversicherungsverträge, die sogleich über andere Rückversicherungsverträge wieder gebrochen wurden. Während das politische Karussell unzählige Runden drehte, einzig mit dem Ergebnis eines stetig steigenden Misstrauens untereinander, verhungerten die Menschen. Der Point of no Return war nach nicht einmal einem Jahr überschritten. Regierungen, so sie noch nicht gestürzt worden waren, schickten ihre müden Soldaten in Kriege, um sich die letzten verbliebenen Ressourcen auf der Erde zu sichern, ehe diese für immer versiegt.

Dann krachte es in Russland und den Vereinigten Staaten. Dort, wo die Regierungen am stabilsten waren, wurden die ersten Befehle zum Angriff gegeben. Amerika und das riesige Russland, die Atombomben reichten für beide. Der radioaktive Staub wanderte in die Atmosphäre und prasselte als

todbringender Niederschlag auf die Südamerikaner und Australier nieder.

In Afrika hatte sich die Lage gänzlich anders entwickelt. Nachdem die Christen alle Muslime vom Kontinent verbannt oder in den dreijährigen Glaubenskriegen getötet hatten, verbreitete die katholische Kirche ungehindert ihr Dogma, Kondome seien ein Werkzeug des Teufels. Das multiplizierte die ohnehin schon hohe Todesrate um ein Vielfaches. Aids überrollte binnen weniger Jahre wie eine hochansteckende Seuche ganz Afrika, wütete ohne Gnade und verwandelte den gesamten Kontinent in eine leblose Landschaft.

Europa blieb indes von der kompletten Ausmerzung verschont. Der Fallout erreichte die Britischen Inseln und stoppte vor dem Festland. Dort kam es kaum zu Kriegen zwischen Nationen, denn die Menschen waren viel zu sehr damit beschäftigt, ihre eigenen Fahnen niederzureißen und für Chaos zu sorgen. Wer nicht in den blutigen Waffengefechten starb, verhungerte oder erlag einer der Krankheiten, die von der genmanipulierten Nahrung ausgelöst wurden. In Deutschland, das als Vorreiter in der Gentechnik bereits lange vor der Krise auf veränderten Mais gesetzt hatte, sank die Population sehr bald auf den Stand von vor über tausend Jahren.

Erst als es keine Kampfeswilligen und keine Munition mehr gab, besann man sich wieder darauf, dass es eigentlich gar keinen Grund mehr gab, Kriege auszufechten. Die Welt stand ohnehin am Abgrund.

Als die Menschen gerade wieder anfangen, daran zu glauben, es könnte – auch wenn noch lange keine Lösung in Sicht war – irgendwie und irgendwann wieder bergauf gehen, kamen die rätselhaften Flugroboter und erstickten mit ihren Laserwaffen jede Hoffnung im Keim. Nach dem Zusammenbruch hatte sich keine Kraft herauskristallisiert, die nach der Macht strebte. Die Anarchie bestand weiterhin, wurde jedoch von den Flugmaschinen mit Argusaugen beobachtet und kontrolliert. Eine groteske Situation. Wenn jemand nicht den unausgesprochenen Gesetzen folgte, wurde er einfach geholt und verschwand für immer. Welche Motivation hinter dem Einsatz dieser Maschinen (oder waren es uns weit überlegene Lebewesen?) steckte, konnte bis heute nicht geklärt werden.

Nur eines ist sicher: Ohne die Chance, Menschlichkeit zu zeigen, sind wir nicht mehr als leere Hüllen. Und ohne die Chance, sich fortzupflanzen und Nachwuchs zu gebären, wird der Mensch spätestens bis zum Ende dieses Jahrhunderts ausgestorben sein.

Schließlich blätterte ich auf die leeren Seiten. Zwei Kapitel standen bereits schwarz auf weiß geschrieben, der Großteil der Arbeit war getan. Für einen klassischen Dreiakter fehlte nur mehr der letzte Abschnitt: der erlösende Untergang des Einzelnen als Sinnbild für den Fall einer ganzen Spezies. Ich schaute auf die Anzeige meiner Armbanduhr und nahm den Füller ein letztes Mal in die Hand.

*

13:72 Uhr –Zustand: verwirrt – von Halluzinationen geplagt – Stimmung: egal ...

Das Lesen meiner eigenen Aufzeichnungen fällt mir immer schwerer. Das Schreiben – ich habe Hunger – erst recht. Nicht aufgeben, ich muss es zu Ende führen. Immer wieder radiere ich mir sinnlos erscheinende Wortfetzen weg. Die Sonne scheint. Es ist schon komisch. In meiner Jugend – der Regen prasselt an die Scheibe – wollte ich immer ein Schriftsteller werden, doch fehlten mir dazu die Geduld und das Können. Während meiner Jahre im ... Himmel ... gab es nur eine Sache im Übermaß: Zeit. Die Fähigkeit, eine Geschichte zu erzählen, lernte ich wie andere ihr Handwerk. Ich studierte Tausende Bücher – was sind das für Schatten, die um mich herumschleichen? –, beschrieb unzählige Papierfetzen und Seitenbänder. Aber was sollte ich groß erzählen, als Gefangener in einer isolierten Anstalt, der jeden Tag das Gleiche erlebte – Herr Doktor, muss ich mich wirklich ausziehen?

Das erste Kapitel meines Weltuntergangskompendiums – kommt herein, meine Täubchen – konnte ich erst schreiben, als ich mich wieder einen freien Mann wähnte. Frei? Nun ja, die Zelle ist immerhin größer geworden.

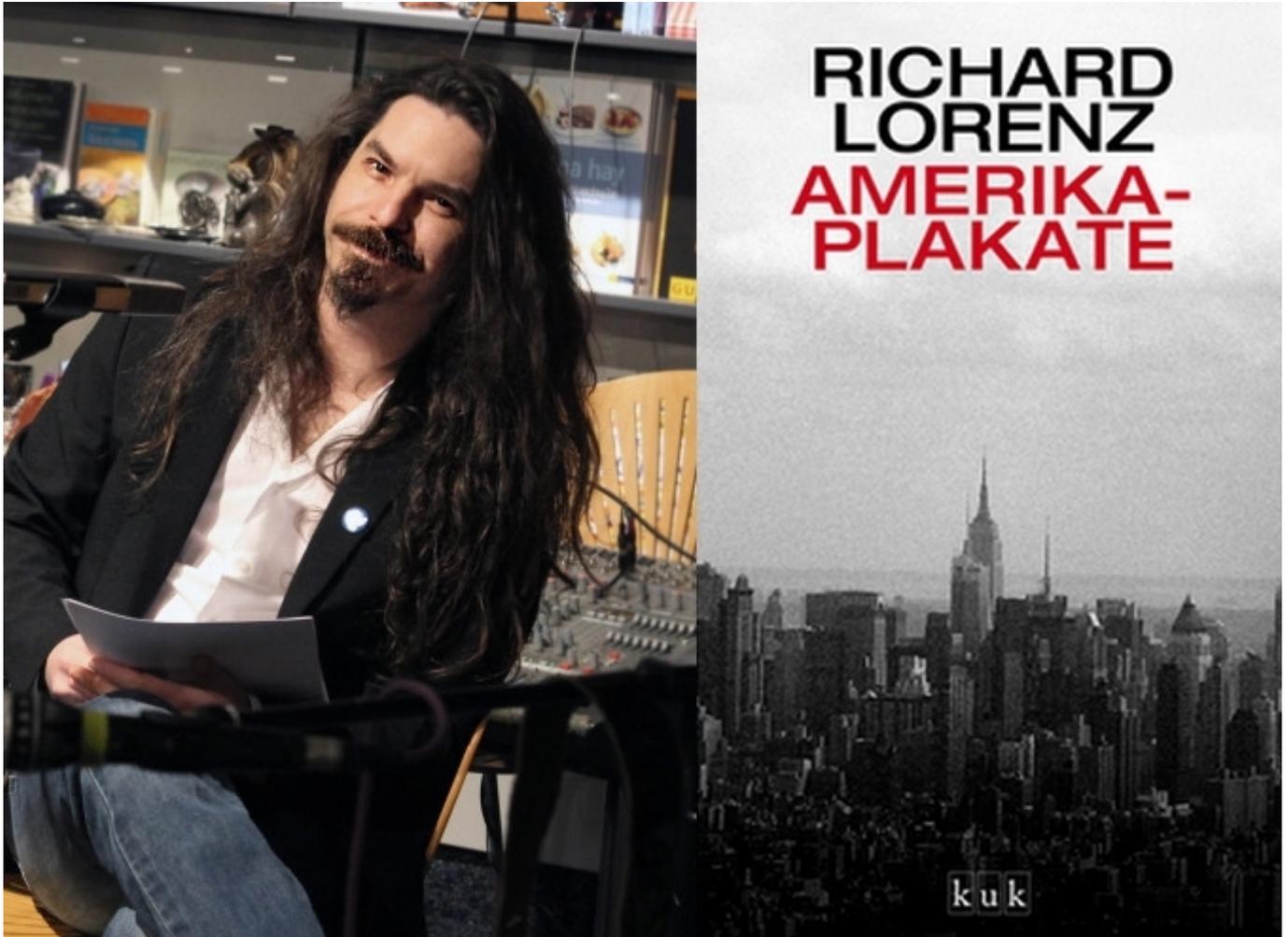
Doch ein Schriftsteller – wer bist du? Hilf mir! – bin ich nicht geworden. Meine Zeilen sind vielmehr das Verdächtnis eines Chronisten, der – ja Mutti, ich komme! – feinsäuberlich den Niedergang der Menschheit aufgeschrieben hat, ohne selbst den letzten Vorklang nach Ende des letzten Aktes herabsinken zu sehen. Ein innerer Monolog soll mein Leben beschließen. Das letzte Kapitän meiner Erzählung.

Wer würde mir nicht einen solchen Abgang gönnen? Peter. Ich habe sie geliebt. Ich spüre meine Beine nicht mehr. Diese Halluzinationen. Ich vernehme Klopfgeräusche und sehe Stimmen. Sie sagen: ‚Ich bin es, Anna-Maria. Mach die Tür auf, ich bin’s!‘

Ein alter Taschenspielertrick des Gehirns, auf den ich nicht hineinfällt. Mein Kopf wird Spelunke um Sekunde schwerer, ich kann den Stift kaum mehr ha...

Schrieb er, und sein Kopf sank auf die letzte, vollständig beschriebene Seite seines Buches nieder.

Michael P. - Richard Lorenz : Amerika-Plakate



Richard Lorenz kam mit seinem sensationellen Debütroman "Amerika-Plakate" förmlich aus dem Nichts. Obwohl es in Deutschland schwer ist, mit Geschichten zu glänzen, die sich nicht dem Mainstream unterwerfen, fand der Roman eine Heimat bei Joachim Körbers [Edition Phantasia](#). Und obwohl das Echo rundum positiv ausfiel, kennt heute, fast ein Jahr nach der Veröffentlichung dieses Ausnahmeromans, nach wie vor kaum jemand den Namen **Richard Lorenz**. Es steckt eine gewisse Tragik dahinter, bedenkt man, daß man in einem Land lebt, das von sich selbst behauptet, eine Kulturnation zu sein, und in dem Literatur angeblich einen hohen Stellenwert besitzt. Wie es scheint, meint man mit eben dieser Kultur zweit- und drittklassige Übersetzungen, denen sich unsere etablierten Verlage lieber zu widmen scheinen, als jenen, die quasi vor der eigenen Haustür bahnbrechendes leisten.

Ist Amerika-Plakate denn bahnbrechend? Dieses Superlativ ist natürlich, ebenso wie der Begriff "Meisterwerk" zunächst einmal differenziert zu betrachten. Wir haben hier einen Autor, der etwas Ungewöhnliches zu erzählen hat, tatsächlich etwas in dieser Form noch nicht dagewesenes, der vor Fabulierlust nur so strotzt, ohne auf Spektakel zu setzen. Es sind bei Lorenz gerade die leisen Töne, die eine unglaubliche Kraft ausstrahlen, die Lebensweisheiten, die nie aufgesetzt sondern ehrlich wirken, nie

esoterisch, sondern malancholisch-wahr. Und vor allem: immer magisch. Wie Zaubersprüche, die unser Leben häkeln und dort zusammenhalten, wo wir gar nicht mehr hinsehen. Bahnbrechend auch, weil die Geschichte, die hier erzählt wird, die Geschichten aller Figuren sind. Aus der Zeit der Postmoderne, die ihr nicht-lineares Erzählen oftmals quälend angestrengt zum beliebigen Chaos mutieren ließ, fühlen wir uns literarisch erwachsen. Die Zeit danach fällt im Allgemeinen wieder zurück in simples *straight-forward-Gedöns*. Nicht Richard Lorenz. Er hat, wie gesagt, eine Geschichte zu erzählen, aber er weiß auch, dass eine gute Geschichte automatisch viele Geschichten sind. Das Buch strotzt vor Verweisen zu Büchern, zu Musikern wie Bob Dylan, Charlie Parker, Leonard Cohen usw., solche eben, die nicht nur dem Autor etwas bedeuten (denn das ist nicht der Grund, warum er sie setzt), sondern die, quasi *aus dem Off*, mitweben an diesem einmaligen Roman, und die das nachdenklich machende Bild, das da Seite für Seite entsteht, von den Rändern her prägen; Ränder, die ausfransen, weil sie die Türen zum Unendlichen beinhalten. So bleibt zu sagen: Ja, dieses Buch ist bahnbrechend. Und es ist ein Meisterwerk.

Wir schlagen das Buch auf. Kapitel Eins. Der erste Kuss. Brooklyn ist überall, lesen wir da. Und dann beginnt es: Lou Reed leitet die Sache ein: "*Take a walk on the wild side.*" Wir denken uns noch nichts dabei: aber genau DAS werden wir tun. Wir spazieren mit unseren Augen, die in diesem Fall unsere Beine für die nächsten 277 Seiten sein werden, wir wagen ein Abenteuer.

Selbst Amerika konnte gleich hinter unserem Haus beginnen; ich hatte alles gesehen. Dinge, die ich meiner Frau nicht erzählen kann. Sie würde mich für verrückt halten.

Der namenlose Erzähler breitet die unglaubliche Geschichte Leibbrands vor uns aus. Vom ersten Augenblick sind wir in einem Mysterium der Figuren gefangen. Es ist das Gefühl, daß mit dem, was wir allgemein als Wirklichkeit empfinden, etwas ganz und gar nicht stimmt. Wir alle ahnen es in Träumen, wir alle sind angezogen vom Geheimnisvollen, das wir im Laufe der Jahre so sehr verdrängt haben, daß wir es nicht mehr wahrnehmen.

Aber wenn Suzanne Leibrand auffordert, sie zu küssen, weil sie sonst sterben müsse - eine Szene, die ganz wenige Sätze umfasst, dann gelingt Richard Lorenz das, was nur ganz wenige Autoren überhaupt können: er reißt etwas in uns auf, er zieht einen Schleier beiseite. Plötzlich erkennen wir wieder, wie viel Kraft in scheinbaren Kleinigkeiten liegt - und daß sie eine gewaltige Bedeutung haben.

Lorenz benötigt keinen langen Atem, um uns das Rätselhafte, die tiefe Bedeutung von Dingen nahe zu bringen. Sein Stil ist grandios genug. Wie ein Puppenspieler, der ganz genau weiß, was er tut, und ohne daß er hektische Bewegungen ausführt, eine ganze Welt bewegt, zu der auch wir, als Leser, gehören, die dem skurrilen Geschehen folgen, während wir gar nicht ahnen, daß wir möglicherweise selbst eine "Schrankgeschichte" sind.

Mit Leibbrands Schrankgeschichten hat es ein besonderes Bewandtnis, denn "*über all die Jahre atmete er viele Geschichten in Menschen, die seine Geschichten brauchen.*" Es sind Menschen, die man für eine Erfindung, eben für den Zweck, eine Geschichte zu erzählen, halten könnte, so poetisch bizarr wirken sie. Aber die Menschen der Schrankgeschichten gab es wirklich, wie uns der Erzähler und Freund Leibbrands versichert. Einige davon hat er selbst getroffen. Das ist freilich Metaebene, aber so geschickt, daß man gar nicht stutzt, weil wir uns schon längst in den wunderbaren Netzen des Romans befinden. Bereit, all das zu akzeptieren, was den Gesetzen von Raum und Zeit zutiefst widerspricht; oder vielleicht gerade deshalb.

Diese eingeschobenen Schrankgeschichten fügen sich völlig homogen in das Textgefüge ein, blähen den Roman nicht etwa künstlich auf, sondern sind ein wesentlicher Bestandteil der Atmosphäre, bestechen durch ihre poetische Kraft, ob es nun Albert Sterner ist, der auf seinen *"Raketenschuhen"* einen Wettlauf mit dem Teufel gewinnt, oder Robert Fels, der der Überzeugung ist, dass Schnee nicht schmelzen kann.

"Denn Leibrand öffnete ihre Türen [...] er gab ihnen allen eine Geschichte." Das ist eine der erstaunlichsten Dinge, die mit Leibrand einher gehen, diesem ganz besonderen Menschen, der so anders ist.

Die späten siebziger Jahre, in einer kleinen Stadt. Die magische Atmosphäre der Erinnerung ist sofort präsent. Ob es nun von Vorteil ist, RAF-Plakate, surrende Telefonscheiben, die aus heutiger Sicht technische Rückständigkeit selbst erlebt zu haben oder nicht, fest steht, daß man prompt ausrufen möchte: auch ich habe das so empfunden, auch ich gehörte zu den Kindern, die *"Gespenster im Schneetreiben sehen konnten [...] so als hätte man sich beim Hinsehen getäuscht [...]"*

So erscheint der ganze Roman: als hätte man sich beim Lesen getäuscht, als würde man in sich selbst lesen und nicht auf Papier, so als würde die ganze Geschichte in eine Flasche hinein gesprochen und die Buchstaben blieben da. Für immer. Und wir nehmen noch einen Schluck. Wir sind des Atems beraubt.

Mit Berender durchstreift Leibrand zum ersten mal bewußt dieses Traumland mit dem Namen Amerika, *"ein geheimnisvolles, magisches Amerika. Hier konnte man alles sein, was man wollte."* Hier also finden sich diese wirklich unbegrenzten Möglichkeiten. Ampeln aus Pappmaché gibt es hier, riesige Bäume, in denen Baumhäuser stecken.

Jeder Traum ist seiner Art nach surreal, bezeichnet eine Über-Realität. Das ist der Ton nahezu jeder Szene. Dies ist die Möglichkeit und die Logik, die dieses Buch so sonderbar macht. Gefahr lauert überall dort, wo auch Schönheit ist. Das ist der Preis. Der Preis jeder Freiheit der Phantasie.

Vielleicht denkt jemand, das hier sei eine Rezension - und eine Rezension sei in irgendeiner Form erhellend, während diese hier ... nun, manchen ebenso kryptisch erscheinen muß wie das Buch selbst. Mir gelang es nur, einige Nuancen herauszustellen, denn in Wirklichkeit sind die Amerika-Plakate, die Träume, die Melodien, die Bücher im Buch, die lyrischen Augenblicke die Welt eines übergeordneten Träumers, der alle Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in den Händen hält. Das Buch ist unheimlich auf eine ganz besondere Art und Weise, weil es in uns hinein greift und uns daran erinnert, daß wir alle ein eigenes Brooklyn besitzen. Tief verborgen. Es ist die Essenz des Lebens. Das ganze Geheimnis.

Aber wovon handelt denn jetzt dieses Buch? Das ist im Grunde genauso einfach wie es der Klappentext sagt: *"Amerika-Plakate ist ein anrührender Roman über die Liebe, das Leben und die alles verwandelnde Kraft der Phantasie - und zugleich eine melancholische Liebeserklärung an die Literatur."*

Bleibt die Frage: Was liest man, wenn man durch ist mit diesem erstaunlichen Roman? Für mich liegt die Antwort auf der Hand: Nur den Meister der Phantastischen Erzählung selbst: Julio Cortázar.

Richard Lorenz

Amerika Plakate

Hardcover

ISBN 978-3-937897-54-7

276 Seiten, 22,00 EUR
April 2014

Edition Phantasia

[Hier bestellen](#)

Eine weitere lesenswerte Rezension [finden Sie hier](#).

Karin Reddemann - Der falsche Tag

Ihre lustigen Lachfältchen waren zu meinem Vergnügen verschwunden. Ich korrigiere. Wahre Freude empfand ich nur bedingt, als ich sie dort unten liegen sah, skurril verdreht wie eine häßlich gekleidete Gummipuppe in ihrem getupften Kittelkleid, der man die Beine um den Hals hätte kneten können, ohne, dass sie aufmuckt. Ich war nicht spontan zufrieden, ich war besorgt um mich.

Es wäre durchaus möglich gewesen, dass sie noch lebt, ihre kaputten Knochen ignoriert und mich frech anlotzt, herum keift und geifert. Das wäre die Hölle gewesen, ich hätte widerwillig das Kissen benutzen müssen, das ich in meinen Rucksack gestopft hatte. Nur für den Fall. Aber Grete Schnieder brauchte nicht erstickt zu werden, das blieb ihr erspart, gottlob für uns beide, ich bin auf dem Gebiet recht ungeübt, und es hätte mir nicht gut getan, mich noch weiter mit ihrem korrekten Ableben beschäftigen zu müssen.

Margarete Elsbett Schnieder, geborene Beringhoff, kinderlos, mittlerweile verwitwet und aktuell tot, spindeldürr und von Natur aus wenig herzlich. Ich mochte sie nicht, ehrlicher wohl, ich hatte Angst vor ihr, seitdem sie meinen Turnbeutel konserviert hatte, in dem neben meinen grünen Shorts, den zusammen geklumpften Socken und einer leeren, platt gefalteten Tüte Caprisonne drei, vier Dutzend Kastanien steckten, hastig aufgeklaut von mir auf dem Nachhauseweg von der Warenweggrundschule. "Du hast auf unserem Grundstück nichts verloren. Das sind unsere Kastanien. Darüber spreche ich mit deiner Mutter."

Vor dem grauen Mietshaus der Schnieders gleich neben der kleinen Heißmangel, über der wir alle wohnten, bis sie dicht machte und mein Vater die engen Räume zusätzlich für uns Kinder anmietete, - das war Luxus, aber wir waren viele, wurden geliebt und brauchten Platz, den wir mit kindlichem Egoismus für selbstverständlich hielten -, befand sich ein akribisch gepflegter Vorgarten mit englisch gestutztem Rasen. Und eben vor diesem, getrennt vom Bürgersteig, direkt an unserer Straße, stand eine von insgesamt vier riesigen alten Kastanien. Die vor Horstmar und Grete Schnieders Haus war für meine Geschwister und mich die am günstigsten gelegene, im Herbst sammelten wir dort säckeweise, um unsere Beute stolz auf kürzestem Weg nach Hause zu tragen. Meine Mutter schien sich stets diebisch über unsere Schätze zu freuen, von denen nur ein Bruchteil zum Basteln diente.

Der Rest wanderte in den Kohlenkeller und schrumpelte still vor sich hin, bis mein Vater ihn genauso still entsorgte, um auf den nächsten Herbst und auf neue Kastanien zu warten. Darüber wurde kein vernünftiges Wort verloren, unsere Leidenschaft legte sich eh mit den Jahren wie auch die Freude an Gänse- und Butterblümchen, die wir für unsere Mutter pflückten, die das Gestrüpp tapfer in mit Leitungswasser gefüllte ausgediente Senfgläser steckte, um es liebevoll auf den Fensterbänken zu plazieren wie Baccararosen. Natürlich war das geheuchelt.

Sehr viel später habe ich sie mal gefragt, warum sie uns nicht einfach gesagt hatte, sie wolle das ganze unnütze Zeug nicht, aber da lachte sie nur. "Hab' du mal selbst Kinder." Seitdem ist mir klar, dass mein Vater nicht wirklich geglaubt hat, dass ich auf der Spur eines Nobelpreisträgers bin, weil ich bereits mit viereinhalb ohne Stützräder Fahrrad fahren konnte. Aber er schaffte es damals hervorragend, dass ich mich wie der zukünftige Präsident fühlte, zumindest aber in absehbarer Zeit die Kirschkerne so weit spucken würde wie Friedwart Kesselmann, der auf dem Holzbänkchen in unserem Hinterhof mit meinem

Vater Bier aus braunen Flaschen mit Metallverschluß trank und so laut rülpste, dass der Hund vor Schreck den Schwanz einzog.

Der Hund, nicht mein Turnbeutel mit den Kastanien aus Schnieders Vorgarten, war Auslöser für Gretes tragischen Treppensturz mit unweigerlicher Todesfolge. Es war nicht Blacky. Die kleine fette Schwarze mit ihrem unbändigen Lebenshunger war mit siebzehneinhalb gestorben, weil sie den Kaninchen auf dem Friedhof direkt am Hohlweg, der unser Haus von den Gräbern trennte, die vergifteten Köder weg gefressen hatte. Sie war unersättlich und ausgesprochen eigenwillig. Befand ich mich auf dem rechten Gehweg, marschierte sie links und kackte unbekümmert auf Schnieders englischen Rasen.

Damals gab es diese Plastiktütchen für Hundekot noch nicht, zumindest nicht offiziell, und da mein Großvater ihn als perfekten Dünger bezeichnete, nahm ich die Angelegenheit nur am Rande wahr. Horstmar Schnieder nicht. Damals noch aktiv als Anwalt und bekannt als bissiger Wolf tätig drohte er meinem Opa Peter, allseits beliebt als Franzosen-Pittschke wegen seiner lodengrünen Baskenmütze, mit Folter und mindestens lebenslänglich. Gott, wie wir lachten.

Auf Blacky folgte Timmy, eine anstrengende Mixtur aus Terrier und Schäferhund. Bildschön, aber stur und ausgesprochen frech. Schnieders Wiese war seine Toilette. Ich zankte mit ihm, studierte mittlerweile, war schwer verknallt und hatte prinzipiell andere Interessen als einen am falschen Ort zur falschen Zeit kackenden Köter unflätig zu beschimpfen. Zumal mir die Schnieders gehörig auf den Senkel gingen, seitdem sie mir meinen Beutel geklaut hatten mit den schönen Kastanien. Ein Vergehen, das mir meine Eltern sofort verziehen haben. Damals.

Nach Timmy kam Donald, ein rundum liebenswerter Collie, Geschenk von meinem Vater an mich. Donald lebt noch, Grete nicht. An dem Tag, als mein Mann starb und meine Mutter wieder ins Krankenhaus sollte, an diesem Tag, als ich wußte, dass es erneut Zeit für den Psychiater sein würde, als es regnete und ich nicht mehr erkennen konnte, ob es Tropfen von oben oder aus meinen Augen waren, die mein Gesicht nass werden ließen....an dem Tag, der so schwarz für mich war, der mich aber trotzdem meine Pflicht erfüllen ließ, mit Donald Gassi zu gehen, starb die Schnieder.

Sie hatte oben aus dem Fenster gebrüllt, ich solle meinen blöden Köter aus ihrem Garten fern halten. Ich bin nach Hause gegangen, habe das Handtuch in den Rucksack gesteckt, ging zurück, klingelte. Und dann fiel sie die Treppe hinunter. Ich habe ihr vermutlich zu fest die Hand gedrückt. Für sie war es der falsche Tag.

Guido Rohm - Der Tag, an dem Mama zurückkehrt, wird ein glücklicher Tag sein

(Diese kurze Geschichte, die uns der Schriftsteller Guido Rohm zur Verfügung stellte, erschien im letzten Jahr an der Seite von Thomas Ligottis "The Old Shelters" in der Zeitschrift ["Die Novelle"](#). Wir können sie durchaus als kleine [Conte Cruel](#) durchgehen lassen.)

Nachdem Mama gestorben war, brachte Vater sie zum Totenschreiner.

"Ich will, dass du sie zu einem Sofa verarbeitest", sagte Papa.

Er sah sich ruhig um, zufrieden. Seine Augen glänzten, als ob er geweint hätte. Aber das hatte er nicht. Vielleicht, weil er wusste, dass er sie bald zurückbekommen würde. Wir lebten, so wie die meisten anderen, mit unseren Toten, die wir zu Schaukelstühlen, Tischen und Lampen verarbeiten ließen. Manche ließen ihre Köpfe präparieren, um sie sich nachher an die Wände zu hängen. Wie sie dort hingen und glotzten. Ich fand das irgendwie unanständig, aber auch mit diesem Gedanken hatte Papa gespielt.

"Sie hat gerne ferngesehen. Wenn wir ihren Kopf hier hinter dem Sofa, neben diesem Bild, anbringen, kann sie bei uns sein. Sie kann sich ihre Lieblingsserien ansehen."

Wir Kinder hatten das nicht gewollt. Wir litten unter ihrem Verlust, viel lieber wäre es uns, wenn sie zu einem Sofa gemacht werden würde.

"Ein Sofa", sagte ich. "So können wir ihr nah sein. Wir sitzen auf ihr, und sie sitzt bei uns, irgendwie zumindest."

Papa hatte überlegt. Die Knochen würden nicht reichen, nicht für ein ganzes Sofa.

"Und wenn wir uns Knochen besorgen", hatte Ralph, mein Bruder, gesagt.

"Knochen besorgen?", hatte ihn Vater besorgt angesehen. "Wie meinst du das, wir könnten Knochen besorgen."

"Wir könnten bei der Knochenspende anrufen. Die geben die Knochen von Toten, die keine Familie hatten."

Am nächsten Morgen brachten wir Mama zum Totenschreiner und Papa bat um ein Sofa. Er erklärte dem verduzt dreinblickenden Mann, dass er noch weitere Knochen bekäme. Man wisse, dass die von Mama nicht ausreichen würden, um daraus ein Sofa für eine ganze Familie zu zimmern.

Papa fuhr mit uns zur Knochenspende. Man half dort einsamen Menschen beim Sterben. Man zeigte ihnen, wie man die Augen schloss. Wie man das Jenseits ansteuerte. Sterben will gelernt sein. Das hatte uns schon Mutter beigebracht. Sie hatte es gekonnt, sie war äußerst professionell gestorben. Es war, als wäre sie in einem Cabrio ganz sanft über eine Landstraße gegliitten. Sie war nahezu behutsam entschwunden.

Papa erkundigte sich nach der Knochensammelstelle. Wir gingen durch hohe Gänge, die Decken und Wände weiß, damit man nicht mehr unterscheiden konnte, wo oben und unten war. Unten war dort, wo man lief.

Es kam mir wie eine halbe Ewigkeit vor, aber schließlich kamen wir in der Knochensammelstelle an. Hinter einem Tresen stand ein nervöser Mann, der kaum noch Haare hatte. Seine Nase war ganz rot, und er juckte sie sich ständig. Seine Augen trännten. "Das kommt von den beißenden Dämpfen", erklärte er uns.

Wir nickten. Vater erkundigte sich nach Knochen. Der Mann lachte auf. Von denen hätten sie genug, aber

man müsse bei dem geplanten Möbelstück Namen sowie Geburts- und Todesdatum einbrennen. Das sei Vorschrift.

Gerade heute sei eine junge Frau reingekommen, sämtliche ihrer Knochen. Sie sei von ihrem Mann erschlagen worden. Tragische Geschichte, die wir gerne im STERBEBUCH nachlesen könnten. Das STERBEBUCH war die Tageszeitung unserer Stadt. Man fand alle wichtigen Informationen darin. Bei uns drehte sich fast alles ums Sterben, und darum, was man mit den Toten anstellen konnte, um ihren Körpern gerecht zu werden. Etwas blieb von uns allen, und es sollte geehrt werden, indem man es in seinen Alltag einbindet. So lebten wir alle mit den Toten, die zu Möbeln für uns wurden. Der Tod war zu einem Teil unseres Lebens geworden.

Papa ließ sich die junge Dame beziehungsweise ihre Knochen aushändigen und wir gingen zu unseren Wagen zurück, einem weißen Sportwagen, auch wenn die schwarzen Limousinen noch in Mode waren. Aber Papa war da anders. "Alles muss man nicht mitmachen", sagte er.

Wir verstauten ihre Knochen im Kofferraum und fuhren sie zum Totenschreiner. Er hatte gerade einen Stuhl fertiggestellt. Man lehnte sich gegen das Rückgrat, die Lehnen waren aus den Unterarmknochen gefertigt.

"Das war ein Schriftsteller", erklärte er uns. "Seine Frau wollte, dass ich ihn so herrichte, wie er sein Leben lang gelebt hat. Und nun kann sie auf ihm sitzen und an seiner Biografie arbeiten."

Vater gab ihm die Knochen, die in einem Leinenbeutel steckten. Die müssten reichen, sagte der Schreiner. Ein Sofa sei eine gute Idee. Aus Kindern ließ man sich oft kleine Hocker oder Nachtschränkchen machen. Die würden von den Geschwistern benutzt, die meist nicht so damit umgingen, wie es sein müsste. Besser man würde zu einem Möbel, auf das geachtet würde.

Wir nickten fleißig und fuhren nach Hause, um das alte Sofa, das aus Großmutter und Großvater bestanden hatte, in die Garage zu räumen. Es müsste ja niemand erfahren, was wir damit gemacht hatten. "Irgendwann stellt man sich die Wohnung mit all den Toten voll", sagte Papa. "Ihr müsst das lernen: Man muss auch mal loslassen können."

Er lächelte uns an, und wir fühlten uns gut, fast glücklich, weil wir wussten, dass es nicht mehr lange dauern würde und Mama wäre zurück.

Abel Inkun - Die Trophäe

Heute war Alfredo Moros großer Tag. Heute würde er Unsterblichkeit erlangen, wenn er das nicht schon längst gewesen wäre. In einer Stunde würde seine Privataudienz beim Papst beginnen. Eine unglaubliche Ehre für einen einfachen Priester.

Doch Alfredo Moro war kein einfacher Priester. Man konnte den gutaussehenden gebräunten Mittdreißiger mit den pechschwarzen nach hinten gekämmten Haaren und dem gewinnenden Lächeln getrost als höchst außergewöhnlich bezeichnen.

Das außergewöhnlichste an ihm war, dass von seinem Werdegang vor diesem denkwürdigen Tag, dem Samstag, den 6. Juni nichts bekannt war. Man wusste nur durch entsprechende Aufzeichnungen, dass Alfredo Moro bis vor vier Jahren das Priesterseminar in Augsburg besucht hatte. Niemand aus seinem Jahrgang konnte sich später an den Mann erinnern, obwohl sein angenehmes, verbindliches Auftreten eigentlich hätte im Gedächtnis bleiben müssen.

Er selbst gab an, nach seiner Weihe mehrere Jahre durch das Heilige Land gepilgert zu sein, um an den Orten, an denen Jesus gewirkt hatte, in tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit zu beten.

Nun ja..., für einen polizeilichen Ermittler sicherlich nicht gerade befriedigende Auskünfte, aber für die Boulevardpresse genügend Stoff für Schlagzeilen wie:

Alfredo Moro: der Musketier des heiligen Vaters...

Der schöne Schutzengel des heiligen Vaters...

Engel des Herrn fängt die für den Papst bestimmte Todeskugel...

Was war wirklich passiert? Der Abschluss des Besuches von Papst Calixtus IV. in Jerusalem sollte ein Gebet in der Grabeskirche sein. Der Heilige Vater ließ es sich nicht nehmen, trotz Sicherheitsbedenken der Israelis den Weg zu Fuß über die Via dolorosa zurückzulegen. Die feierliche Prozession führte durch eine Menschenmenge von Gläubigen, die das Oberhaupt der katholischen Kirche sehen wollte. Alles verlief planmäßig, bis die Kreuzung mit der Al-Wad-Straße erreicht wurde. Plötzlich – es war exakt sechs Minuten nach Sechs - öffnete sich die Tür des Oratoriums des Franziskanerklosters gegenüber und eine Gestalt in schwarzer Kutte, dessen Gesicht unter einer Kapuze verborgen war, stürmte hervor. Er rannte schnurstracks auf den Papst zu. Die überraschten Bodyguards erkannten die Gefahr zu spät. Der Kapuzenmann zog eine Pistole und feuerte ohne zu zögern auf Calixtus, einmal und dann noch einmal. Die Kugeln hätten den Papst mit Sicherheit niedergestreckt, wenn nicht ... Ja. Wenn nicht ein junger Mann im Priestergewand wie aus dem Nichts aufgetaucht wäre und sich zwischen Calixtus und die Projektile geworfen hätte.

Dann, Stille. Nicht lange, höchstens für eine Sekunde. Doch in dieser kurzen Zeit schien die Welt still zu stehn. Der entsetzte Blick des Papstes auf die vor seinen Füßen zusammengebrochene Gestalt. Der ausgestreckte Waffenarm des Attentäters. Die gaffende Menge. Die alte Frau, die das Kreuzzeichen schlägt. Der kleine Junge, der auf der Schulter seines Vaters sitzt und traurig in der Nase bohrt.

Kurz darauf brach die Hölle los. Die Sicherheitskräfte erwachten aus ihrer Trance und zogen ihre Waffen. Zwei Männer sprangen vor und rissen den Papst zu Boden. Die anderen schossen auf den Kuttentmann, der daraufhin tödlich getroffen wie zum Gebet auf die Knie sank, bevor er mit dem Gesicht auf das Pflaster der Via Dolorosa schlug. Die Masse der Schaulustigen geriet in Panik und versuchte, unter

Geschrei vom Schauplatz des Schreckens zu entkommen. Wie bei einer Stampede stoben die Leute auseinander und trampelten in der engen Straße alles nieder, was im Wege stand. Und das waren meistens Alte, Schwache und Kinder. In den Zeitungsberichten vom nächsten Tag war schließlich von vier Toten und 14 Verletzten die Rede. Den Attentäter und den Priester natürlich nicht mitgezählt.

Die Ermittlungen der Polizei ergaben, dass der Mann mit der schwarzen Kutte ein geistig verwirrter Franziskaner-Mönch gewesen war. Der Abt des Klosters sagte aus, dass Bruder Ignatio bereits seit Monaten von Alpträumen geplagt wurde, in denen ihm Luzifer erschien, der ihm befahl, den Stellvertreter Petri auf Erden zu töten. Er habe daraufhin bereits zwei Selbstmordversuche unternommen, sodass er schließlich seit Wochen in seiner Zelle eingeschlossen wurde, vor der seine Mitbrüder abwechselnd Wache hielten.

Wie Ignatio an den Schlüssel seiner Türe gekommen war und vor allem an die Waffe, – eine Walther P99 - blieb rätselhaft. Der israelische Erkennungsdienst fand heraus, dass die Pistole aus dem Einbruch in einer Polizeiwache in Düsseldorf stammte.

Und unser heldenhafter Priester? Er wurde schwerverletzt in ein Krankenhaus in Jerusalem gebracht. Die beiden Kugeln steckten in seiner rechten Herzkammer und im Spinalkanal der Brustwirbelsäule. Eine Operation erschien zu risikoreich und vor allem – sinnlos. Eigentlich hätte Alfredo Moro tot oder zumindest querschnittgelähmt sein müssen. Doch es traf weder das eine noch das andere zu. Am nächsten Tag erwachte er aus seinem Koma, als habe er nur ein kurzes Nickerchen gehalten und bat darum, aufstehen zu dürfen, da es ihm peinlich sei, die Bettpfanne zu benutzen. Trotz massiver Proteste und Warnungen der Ärzte verließ Moro drei Tage später das Krankenhaus.

Und heute, knappe vier Wochen nach diesem Ereignis, erschien der Priester zu einer Privataudienz beim Papst in Rom, weil der Heilige Vater sich persönlich und unter vier Augen bei seinem Lebensretter bedanken wollte.

Soweit die bekannten Fakten. Die Gläubigen auf der ganzen Welt sprachen von einem Wunder, dass Calixtus IV. und sein Schutzengel aus Fleisch und Blut den Anschlag überlebt hatten. Gott der Gütige hatte die Gerechten vor dem Wirken des Teufels bewahrt. Nun ja, die vier niedergetrampelten Pechvögel waren leider zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen. Kollateralschaden, sozusagen...

Der ein oder andere Ungläubige und die vielen armen Heidenkinder auf Erden hatten allerdings das Gefühl, dass an der Geschichte etwas faul war. Doch was?

Während Moro geduldig im Zimmer des Sekretärs des Papstes darauf wartete, zu seiner Heiligkeit vorgelassen zu werden, grinste der Priester in sich hinein. Diese Narren! Schon bald hatte er sein Ziel erreicht. Er würde den Vatikan mit dem wertvollsten Schatz verlassen, den die Erde zu bieten hatte. Und mit dieser unvergleichlichen Trophäe würde er seinem Herrn gegenüberreten. Welch ein Triumph! Nicht mehr lange, und...

Cut!

Ich glaube, bevor wir uns gemeinsam in das allerheiligste Zimmer im allerheiligsten Vatikan zum allerheiligsten Vater begeben, sind ein paar aufklärende Worte zu unserem Freund Moro zu verlieren.

Selbstverständlich ist dieser Priester nicht das, was er vorgibt zu sein. In Wahrheit heißt Alfredo Moro

nämlich *Verrier* und ist ein Dämon der zweiten Kategorie. Seine Aufgabe ist es eigentlich, Zwietracht unter den Menschen zu säen. Doch längst hat unser subversiver Freund andere, höhere Ziele. Er möchte einer der sieben Dämonen der ersten Kategorie werden und sozusagen in die upper class der höllischen Gesellschaft aufsteigen.

Aber dazu muss er einen der sieben Alten aus seinem Rang verdrängen. Er war zwar nicht so vermessen, mit den Altmeistern Beelzebub, Leviathan oder Satan zu konkurrieren. Aber was zum Beispiel war so besonderes an Belphegor, dem Dämon der Faulheit und Trägheit? Der fette Kerl wandte offenbar seine schwarze Magie bevorzugt an sich selbst an und leistete gar nichts im Dienste der Hölle. Oder Asmodeus, dieser schmierige Dämon der Lust. Dessen Ressort hätte *Verrier* übrigens liebend gern übernommen. Das Arbeitsgebiet würde ihm liegen, dachte er mit einem lüsternen Glitzern in den Augen.

Doch zuvor hatte *Verrier* noch eine klitzekleine Aufgabe zu erfüllen. Er musste den Papst küssen, um damit dessen Seele aus dem Leib zu saugen. Und das würde nicht besonders schwer sein, denn er brauchte nur statt des Rings dieses lächerlichen Popanz seine fahle, greise Hand zu küssen. Das zählte auch! Schlau wie er war, hatte er zuvor seinen Diener *Furcas* danach gefragt. Der listige Höllenkobold kannte sich im Regelwerk der Unterwelt aus wie kein anderer. Und diesen Seelenschatz würde er *Luzifer* zu Füßen legen, der ihn daraufhin befördern würde.

Klappe! Nächste Szene und Show down: Allein mit dem Papst...

Die Tür zum Arbeitszimmer von Calixtus IV. öffnete sich. Der Sekretär des Papstes sah ihn mit arroganter Miene von oben herab an, als er *Verrier* ansprach.

„Eure Heiligkeit lassen bitten, Bruder Alfredo.“ Mit einer auffordernden Handbewegung wies er dem angeblichen Priester den Weg.

Wenn ich mit deinem Boss fertig bin, dann stecke ich dir seinen Krummstab tief in den After. Aber wahrscheinlich bist du an diese Behandlung schon längst gewöhnt, dachte er und warf dem Sekretär einen hasserfüllten Seitenblick zu, als er an ihm vorbei ging. Kurz darauf hatte er den Lakaien wieder vergessen und starrte nur noch auf die Gestalt, die keine drei Meter vor ihm auf einem Stuhl hinter einem großen Schreibtisch aus Eiche saß. Der Sekretär war mittlerweile nach einer kurzen, ehrfürchtigen Verbeugung wieder verschwunden und hatte die Tür hinter *Verrier* verschlossen.

Calixtus war letzten Monat 80 Jahre alt geworden. Und jedes Jahr war tief in sein runzliges mit Altersflecken übersättem Gesicht eingegraben. Der Pontifex war dick, eher fett und sein Atem klang japsend wie ein Karpfen, dem man aus dem Teich geangelt hatte. Ein verächtlicher Zug umspielte *Verriers* Mundwinkel. Es wurde endlich Zeit, dass er diese traurige Existenz vom Erdboden tilgte. Nur noch wenige Augenblicke, dann war es soweit. Er ging schweigend und mit gesenktem Haupt auf die Knie und sagte: „Eure Heiligkeit, es ist mir eine Ehre.“

Stöhnend und keuchend erhob sich der Fettkloß mühsam aus seinem Stuhl und näherte sich *Verrier* mit schlurfenden Schritten. Der Dämon hielt in gespielter Demut den Kopf weiter gesenkt, als Calixtus direkt vor ihm stehen blieb. Diese widerlich roten Lackschuhe von Prada!, schoss es ihm durch den Kopf. Nun musste es gleich soweit sein. Der Papst würde ihn auffordern aufzustehn und ihm die Hand mit seinem Ring zum Kuss reichen. Aber weit gefehlt! Calixtus tätschelte ihm mit einer gutmütigen Geste den Kopf und schlurfte weiter zu einer Couch neben dem prächtig verzierten Marmorkamin.

„Erhebt Euch, Bruder Alfredo und nehmt neben mir Platz. Macht es Euch gemütlich. Wir beide haben

doch vieles miteinander zu bereden, oder?“ Täuschte er sich, oder hörte er leisen Spott aus dem Lachen des Heiligen Vaters heraus?

Langsam stand Verrier auf, klopfte sich imaginären Staub von den Knien und ging zu der Couch, auf dem sich der Papst bereits niedergelassen hatte und seinen Gast interessiert musterte. Er hielt den Blick gesenkt und setzte sich neben Calixtus, wobei er seine Beine fest zusammenkneifen musste, da der Pontifex mit seinem breiten Hintern dreiviertel der Sitzfläche des Sofas eingenommen hatte. Ein süßlicher Geruch nach Schweiß und Eau de Toilette strömte in Verriers Nase. Ihm wurde übel.

„Mein Lebensretter!“, deklamierte Calixtus abrupt mit einem grölenden Ausruf, sodass Verrier erschrocken zusammenzuckte. Die kleinen Schweinsäuglein des Papstes fixierten lauernd sein Gegenüber. Den Priester überfiel ein leichtes Unbehagen, ihm wurde warm unter seiner Soutane. War das wirklich das Benehmen eines Papstes? Er schluckte.

„Heiliger Vater, ich bin nur ein demütiger Diener der Kirche und habe das getan, was Gott von mir erwartet hat.“ Damit sank Verrier wieder auf die Knie und wollte in einer Überraschungsaktion Calixtus fleischige Pranke ergreifen, um sie zu küssen. Das unwürdige Spiel sollte endlich ein Ende finden!

„Aber, aber, mein Bruder. Nur nicht so bescheiden!“ So rasch, wie der Dämon es diesem senilen Fleischberg niemals zugetraut hätte, kam der Papst wieder auf die Beine und eilte zu einem antiken Beistelltisch, auf dem neben ein paar Kristallgläsern ein Fläschchen mit einer bernsteingelben Flüssigkeit stand.

„Darf ich Euch ein Gläschen Cognac anbieten, mein Bruder?“ Verblüfft stellte Verrier fest, dass er schon zum zweiten mal auf seinen Knien herumrutschte, ohne dass es ihm gelungen wäre, dem alten Widerling einen Kuss zu verpassen. Hastig stand er auf und schaute vor Scham und Wut errötend zu, wie Calixtus zwei Gläser füllte.

Verriers Getränk bedeckte vielleicht anderthalb Querfinger seines Behältnisses, während Calixtus selbst weniger bescheiden war und das Trinkgefäß bis zum Rand füllte. Irritiert sah der Dämon, wie der Papst den hochprozentigen Cognac in einem Zug herunterkippte. Anschließend seufzte er wohligh und murmelte leise ein paar Worte, als er das Glas wieder abstellte.

„Ol sonf vorsg, gohó Iad balt lansh calz vonpho...“, glaubte Verrier zu verstehn. Doch das war kein Latein! Es klang eher wie Henochisch, der Sprache der Engel und bedeutete soviel wie: Ich herrsche über euch!, spricht der gerechte Gott.

„Was meintet Ihr, Heiliger Vater? Ich hatte Euch nicht ganz verstanden“, stammelte Verrier verwirrt. Ihm war unbehaglich zumute und griff sich an den Kragen seiner Soutane. Er schwitzte. Calixtus sah ihn mit einem unangenehm breiten Grinsen an, das seine gelben Zähne sichtbar werden ließ.

„Nur ein Trinkspruch aus meiner alten finnischen Heimat. Er bedeutet soviel wie: Mögest du an deiner eigenen Gier nicht ersticken!“ Der Alte brach wieder in ein brüllendes Gelächter aus, so, als habe er einen prächtigen Witz gemacht.

„Ja, ja, mein Freund... Die Skandinavier sind ein trinkfreudiges Volk und dem ein oder anderen Schluck gegenüber nicht abgeneigt. Doch so manch einer hat den Mund schon mal zu voll genommen, nicht wahr,

mein Bruder?“ Er hatte sich Verrier ganz dicht genähert und zischte seine Worte förmlich in dessen Ohr. Der Atem des Papstes stank nach Tod und Verwesung. Zu guter letzt drang ein lautes Rülpsen tief aus seiner Kehle.

Das war zuviel! Mit vor Ekel verzerrtem Gesicht sprang Verrier hastig einen Schritt zurück und starrte Calixtus entgeistert an.

„Nun reichen mir deine sonderbaren Possen, du widerlicher, fetter Greis!“ Mit einem hasserfüllten Knurren in seiner Stimme packte er den Papst bei den Schultern und wollte ihm einen Kuss auf die Wange geben. Doch als Verrier ihn mit den Händen berührte, durchschoss es seinen Körper wie einen Blitzschlag. Es wurde förmlich nach hinten gerissen und schlug mit dem Rücken auf das kostbare Eichenparkett. Verrier blieb einige Augenblicke benommen liegen und stöhnte leise, weniger vor Schmerz als vor maßloser Verblüffung. Was war da soeben mit ihm passiert?

„Was bist du doch für ein armseliger Wurm?“ In Verriers Brust schien plötzlich ein Dolch zu stecken. Grauen erfasste ihn, als er begriff, dass diese tiefe, heisere Stimme zu Calixtus gehörte. Doch wie hatte er sich plötzlich verändert!

Er war immer noch fett, in der Tat. Vielleicht hatte sein Körperumfang sogar noch zugenommen. Doch beeindruckend war vielmehr die Veränderung seiner Gesichtszüge. Die Falten fingen an, sich immer mehr zu straffen und zu glätten. Die Haut sah aus wie Schlangenleder und nahm eine grünblaue Farbe an. Die Augen wurden zu breiten Schlitzern und die grünen Pupillen funkelten ihn böse an. Auch die Hände des Papstes machten eine schauerliche Metamorphose durch und wurden zu vierfingrigen Klauen mit fürchterlichen Krallen.

„Erkennst du mich jetzt, mein Bruder?“ Während er sprach, stieß eine dünne, gespaltene Zunge vor und zurück. Von den Rändern des Maules troff gelber, klebriger Speichel zu Boden. Verrier drohte, die Besinnung zu verlieren. Sein Gesicht war bleich, Gänsehaut bedeckte seinen Körper. Das Blut schien in seinen Adern zu gefrieren.

„Du bist Belphegor, einer der sieben Fürsten der Finsternis“, flüsterte Verrier mit zitternder Stimme. Dann war es mit seiner Beherrschung vorbei. Er musste sich im Schwall übergeben. Ein grüner, stinkender Sud platschte auf das Parkett. Belphegor lachte brüllend vor Vergnügen.

„So ist es, Sherlock! Es hat ja auch lange genug gedauert, bis bei dir der Groschen fiel.“ Langsam gewann Verrier einen Teil seiner Fassung zurück. Dennoch traute er sich nicht, Belphegor in die Augen zu sehen, als er sprach.

„Erlaubt mir die Frage, Meister, was Ihr hier an der Stelle des Papstes zu suchen habt. Was habt Ihr mit Calixtus IV. gemacht?“ Wieder das ohrenbetäubende, spöttische Lachen. Als Belphegor sich wieder beruhigt hatte, klang seine Stimme wie ein leises, raubtierhaftes Knurren.

„Ich bin Calixtus IV., du Narr! Glaubst du etwa, dass Luzifer eine solch wichtige Position wie die des Papstes nicht mit seinen eigenen Leuten besetzt? Seit Jahrhunderten lässt sich einer der sieben Fürsten der Unterwelt zum Heiligen Vater wählen.“ Verrier konnte zunächst die Bedeutung von Belphegors Worten nicht fassen. Ungläubig hob er seinen Blick, doch als er in das grässliche Antlitz schaute, senkte er zitternd den Kopf und starrte lieber in sein eigenes Erbrochenes.

„Und das lässt Gott einfach so geschehen?“, stammelte Verrier. Mit einem hämischen Schnaufen winkte der mächtige Dämon ab.

„Was bleibt ihm anderes übrig? Zudem gibt es klare Absprachen zwischen den Fronten.“

„Absprachen?“ Verrier verstand nicht, wovon Belphegor redete.

„Ganz genau: Absprachen. Gottes Team übernimmt den amerikanischen Präsidenten und wir den Papst. Gott kriegt den Weltbankpräsidenten und wir den Uno-Präsidenten. Gott nimmt den FC Barcelona und wir ManU!“ Wieder dieses grölende Lachen. „Ist fast wie bei Monopoly, die Einen kriegen die Schlossallee, die anderen die Parkstraße.“ Seine letzten Worte gingen in einem amüsierten Husten und Prusten fast unter.

Es dauerte fast zwei Minuten, bis sich der Dämon wieder beruhigt hatte. Dann wurde es still im Raum. Nachdenklich musterte Belphegor sein Gegenüber.

„Du siehst, mein Freund. Für dich gibt es hier nichts zu tun.“ Eifrig nickte Verrier zustimmend. Er kroch langsam auf allen Vieren zurück Richtung Ausgang. Er wollte diesen Ort so schnell wie möglich wieder verlassen. Als er mit den Füßen gegen die Tür stieß, stand er hastig auf und wollte verschwinden.

„Willst du mir nicht noch zum Abschied die Hand küssen, mein Lebensretter?“ Verrier erstarrte. Langsam drehte er den Kopf. Nun stand wieder die Gestalt von Calixtus IV. vor ihm, der ihm auffordernd die Hand entgegenstreckte.

Verrier schlich mit gesenktem Kopf und eingezogenen Schultern näher. Schließlich blieb er vor dem Papst stehen, ergriff ehrfürchtig dessen Hand und küsste sie. Er wollte sein Gesicht schnell wieder abwenden. Doch was war das? Seine Lippen schienen förmlich am Handrücken des Papstes festzukleben. Er konnte seinen Mund nicht mehr lösen. Calixtus lächelte grausam, als er auf den hilflosen Verrier hinabblickte.

„Weißt du mein Freund, ich bin nicht so faul und träge, wie du von mir glaubst. Im Gegenteil bekleide ich im Reiche der Finsternis ein weiteres wichtiges Amt.“

Verrier wurde von Panik erfasst. Wie mit einem enorm leistungsstarken Staubsauger wurden seine Lippen festgesaugt. Er hatte ein Gefühl, als ob seine Gedärme und der gesamte Körper in die Hand von Calixtus gezogen werden sollten.

„Als geheimer Direktor für innere Angelegenheiten der Hölle habe ich überall Informanten, die mich über Regelverstöße illoyaler Mitarbeiter unterrichten. Schon lange weiß ich von deinem Diener Furcas, dass du umstürzlerische Pläne hast.“ Verriers Kräfte erlahmten. Er konnte sich nicht mehr gegen diesen übermenschlichen Sog wehren. Wie ein Ballon, der seine Luft verlor, schrumpfte seine Gestalt mit einem Quietschen und Furzen zusammen.

„Aber mach dir keine Sorgen, mein Freund. Der gute Furcas wird von mir zum Dämon zweiter Klasse befördert und von nun an deine Aufgaben übernehmen.“ Verriers Lippen klebten noch immer an der Hand des Papstes. Allerdings war er mittlerweile auf die Größe einer Wollsocke geschrumpft und genauso schlaff und weich hing er dort herum.

„Und nun zu dir, Bruder.“ Mit einem festen Griff packte ihn Calixtus ziemlich unsanft am Kopf, drehte ihn kurzentschlossen einmal gegen den Uhrzeigersinn und zog ihn wie eine Zecke mit einem „Plop“ von seiner Hand.

Leise vor sich hinsummend trug er Verrier, dessen Kopf zwischen Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand haltend, zu einem hohen, dunklen Eichenschrank. Er öffnete dessen beiden Flügeltüren. Dahinter kamen Dutzende von Einmachgläsern zum Vorschein, die auf sechs Regalen übereinander standen. Nur am Rande erkannte der völlig apathische Rest, der von Verrier übrig geblieben war, dass in den Behältern keinesfalls Pflaumen- oder Erdbeermus gelagert war. Ganz eindeutig konnte er schwache Bewegungen hinter dem Glas wahrnehmen.

Calixtus nahm das unterste, letzte Behältnis heraus, öffnete den Deckel und legte Verrier hinein. Dann verschloss er das Glas wieder sorgfältig und stellte es zurück an seinen Platz.

Zufrieden seufzend betrachtete der Papst seine Trophäen.

„Beim haarigen Hintern des Meisters! Niemand sonst besitzt eine so schöne Kuriositäten-Sammlung.“ Dann verschloss er wieder die Schranktür, schlurfte zum Beistelltisch und genoss ein gut gefülltes Glas Cognac.

Arthur G. Wolf - Die Macht der Gewohnheit

([Arthur Gordon Wolf](#) hat uns eine ältere Geschichte von sich überlassen, als er als Autor noch ganz am Anfang stand. Wie er versichert, würde er diese Geschichte heute ganz anders schreiben, wollte sie aber nie überarbeiten, da es seine Entwicklung verfälschen würde.)

Gibt es nur eine Welt oder unendlich viele? Sind wir Menschen in der Lage, die eine zu verlassen, um in einer anderen weiterzuleben? Ich habe mich nie zuvor mit solch abwegigen Gedanken befasst, doch für meinen Bruder Ashley bete ich inständig, dass dem so ist!

Viele, die von dem Fall Ashley Barden erfahren haben, halten meinen Bruder im nachhinein für verschoben, verrückt, ja wahnsinnig. Der bizarre Fund in seinem Zimmer trägt wohl viel dazu bei. Doch dazu später.

All denen, die nun aus irgendeinem Grunde Interesse an Ashleys Fall haben sollten, sind die folgenden Zeilen zugeeignet. Der Leser möge sich bitte selbst ein Bild vom Leben und vom Wesen meines Bruders machen. Durch Zufall entdeckte ich in seinem Schreibtisch unter vielen Manuskripten verborgen diese Aufzeichnungen in einem kleinen, schon halb zerfallenen Buch.

Ich muss leider gestehen, dass mich die traurige Nachricht an einem 800 Meilen entfernten Ort erreichte. Die Beziehung zwischen Ashley und mir war in den vergangenen 10 Jahren mehr als dürftig gewesen. Seit dem Tode unserer Eltern verloren wir uns aus den Augen; der anfangs rege Briefverkehr schief langsam aber sicher ein. Vielleicht wäre vieles anders gekommen, wenn wir näher zusammengelebt hätten?! Doch lesen Sie selbst, was er mir und der Nachwelt hinterließ:

„Lieber George!

Hast Du Dir eigentlich schon einmal überlegt, was Du den ganzen Tag über so tust? Die ganze Woche, das Jahr, das gesamte Leben über? Wenn Du Dir über die kleinsten Dinge des täglichen Handelns genauestens Rechenschaft ablegst, wirst Du mit Bestürzung zum selben Ergebnis gelangen, zu dem auch ich gelangt bin.

So frei wie wir es zu glauben scheinen, sind wir ganz und gar nicht! Um uns herum sind unsichtbare Strängen, *Schienen*, wie ich sie immer nenne, die uns, ob wir es wollen oder nicht, in diese oder jene Richtung zwängen, uns dieses und nicht jenes tun lassen. Doch sind diese Stränge, diese *Schienen* eigentlich nicht um uns herum; sie sind in uns! In Wirklichkeit sind es die Menschen selbst, die sich diese *Schienen* vor sich her errichten. Dieses unbewusste, sich permanent wiederholende Handeln wird lapidar mit 'Gewohnheit' umschrieben, doch es ist viel mehr als das: Es ist ein Fluch!

Du wirst Dich nun sicher fragen, wie ich so vermessen und überheblich über die Schwächen der Menschen lästern kann, wo ich doch auch ein Mensch bin, ein Mensch mit Gewohnheiten. Nun, das stimmt, fast wenigstens. Noch vor nicht allzu langer Zeit war auch ich eines jener stumpfsinnigen Mitglieder dieser Ochsenherde, die sich Menschheit nennt. Heute ist mir mein verfluchtes, gewohnheitsbedingtes Handeln zum größten Teil *bewusst*! Ich unternehme alles, wirklich alles, um diesen Gewohnheiten entgegenzuwirken.

'Es gibt doch auch nützliche und angenehme Gewohnheiten', wirst Du nun einwenden. Die Gewohnheit, sich täglich zu waschen oder zu geregelten Zeiten Nahrung aufzunehmen, die Angewohnheit, sich wöchentlich zum Bridge oder zur Sauna zu treffen, an Wochenenden auszuschlafen oder spazieren zu gehen, ein oder zweimal im Jahr zu verreisen, Freunde und Verwandte zu Geburts- und Feiertagen einzuladen usw ...

Dies mag alles gut und schön sein; in Wahrheit halten uns selbst die köstlichsten Gewohnheiten vom wahren Leben ab. Das 'wahre Leben' zeigt sich nur wenigen Auserwählten, und ich habe das Glück, zu ihnen zu gehören. Ich habe mein Ziel noch lange nicht erreicht, aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde nähere ich mich ihm mit zäher Ausdauer. Mir war erst ein kleiner Einblick in eine andere Welt vergönnt, doch dies war mehr als sich jeder Sterbliche erhoffen kann. Ich weiß, dass es mir gelingen kann, eines Tages *alles* zu erblicken, für immer dort zu bleiben. Ich bin auf dem besten Wege! Aber greifen wir den Dingen nicht voraus.

Meine Wandlung vollzog sich oder vielmehr nahm ihren Anfang bei Frazetties. Frazetties ist ein großes Warenhaus im Zentrum der Stadt (falls Du es nicht kennen solltest).

Es war ein nasskalter Novembernachmittag, als ich nach der Arbeit noch kurz dort hereinschaute. Dies war eine alte Gewohnheit von mir, und es verging keine Woche, in der ich nicht mindestens dreimal das Geschäft betrat. Der Bummel durch die verschiedensten Abteilungen war ein fester Bestandteil meiner Freizeitgestaltung. Es war ein unbewusstes, bewusstes Ritual.

Als Junggeselle konnte ich es mir getrost erlauben, manchmal stundenlang in der Stadt umherzuströmen. Zu Hause wartete ja doch niemand, der sich um einen Sorgen machte.

Bei einem solchen Streifzug durch die Auslagen konnte man außerdem das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Während man den langweiligen Nachmittag tötete, hatte man mit etwas Glück die Gelegenheit, ein paar 'Schnäppchen' zu machen. Ob in der Lebensmittel-, der Textil- oder der Elektroabteilung, irgendwo lockte immer ein Supersonderangebot die Kunden. Frazetties war dafür bekannt.

Besonders gern besuchte ich die Buchabteilung des Geschäfts. Sie lag im zweiten Stock, und man musste erst mit zwei riesigen Rolltreppen fahren, um dorthin zu gelangen. Auf großen quadratischen Tischen waren jeweils die Neuerscheinungen der unterschiedlichen Verlage aufgereiht. 50 Exemplare von jeder Ausgabe war das mindeste. Bücher in Hülle und Fülle, wohin man nur schaute. Obwohl ich mich oft sehr lange hier oben aufhielt und die prächtigen Einbände bewunderte, kurze Leseproben nahm oder einfach nur wahllos in einem der Taschenbücher herumblätterte, allein schon die Berührung des glatten Umschlages, das Rascheln der manchmal noch aneinanderklebenden Seiten, ließ mir einen unerklärlich wohligen Schauer über den Rücken laufen. Ich habe dort bis auf wenige Ausnahmen nie ein Buch gekauft. Ich lese (oder besser las?) unheimlich gern, doch steht mein Einkommen nicht im Einklang mit den Buchpreisen. Die Steuern fressen einen Alleinstehenden wie mich fast völlig auf, und es gibt halt noch wichtigere Dinge, lebensnotwendige Dinge, die auch nicht gerade billig sind.

An jenem Novembertag dehnte ich meinen Besuch im Geschäft recht lange aus, um nur nicht so schnell wieder in dieses so unwirtliche Wetter hinaus zu müssen. Nach einem Kampf durch Wind und Regen würde doch nur eine noch unbeheizte Wohnung auf mich warten. Und dann? Einsamkeit und Stille, die

nur zeitweilig durch die Stimmen aus Radio oder Fernsehen zerschlagen wurde. Warum sollte ich mich also beeilen? Bei Frazetties war es angenehm warm; leise, kaum hörbare Musik streichelte zärtlich die Ohren der Kunden. Hier fühlte ich mich geborgen, zu Hause.

Das Knurren meines Magens zeigte mir an, dass ich schon eine beträchtliche Zeit hier verbracht hatte. Meine Augen suchten eine der großen Wanduhren. Es war 17 Minuten nach sieben. Seufzend klappte ich das Buch, welches ich gerade durchgeblättert hatte, zu und bewegte mich langsam zum Ausgang. Eigentlich hätte ich den Weg auch mit geschlossenen Augen gefunden. Ständig waren es dieselben Rolltreppen, die ich nahm, sogar dieselben Gänge zwischen den einzelnen Verkaufstischen, die mich unweigerlich zum Ausgang beförderten. Ja, beförderten! Ich war nichts anderes als ein willenloses Stückgut, ein herrenloser Eisenbahnwaggon, der durch einen unsichtbaren Motor auf unsichtbaren Schienen vorwärtsgetrieben wurde. Eigentlich gab es kein Entkommen, kein Entgleisen, wozu und warum auch? Man wollte nach Hause und also überließ man sich mehr unbewusst als bewusst den Schienen, die bis zur eigenen Haustür führten. Und dort noch längst nicht endeten! Selbst beim Überqueren von befahrenen Straßen wurden die notwendigen Kopfbewegungen durch den Automatismus der Maschine Körper zur vollsten Zufriedenheit seines 'Fahrgastes' ausgeführt.

An diesem Tag geschah jedoch etwas Ungewöhnliches: Ich fand eine Abzweigung, eine *Weiche*! Anstatt bedenkenlos dem vorgesteckten Weg zu folgen, bog ich im Erdgeschoss kurzerhand ab und ging auf den entgegengesetzt liegenden Ausgang zu. Eigentlich wusste ich selbst nicht, warum ich dies tat. Wahrscheinlich war ich nur den ewigen, gleichförmigen Trott leid, vielleicht hoffte ich auch, dass hinter jenem von mir noch nie benutzten Ausgang keine kalte Novembernacht herrschte. Meine Hoffnungen sollten in Erfüllung gehen!

Ich erreichte die Tür und blieb eine Weile unschlüssig davor stehen. Es war hier ganz anders wie bei den Türen, durch die ich gewöhnlich Frazetties betrat und dann wieder verließ. Hier gab es keine acht gläsernen Doppelscheiben. Ich stand vor einer einzelnen Drehtür. Wahrscheinlich war dies nur ein Notbehelf, weil sowieso kaum Kundschaft das Geschäft auf dieser Seite verließ. Die gläserne Röhre sah ganz danach aus. Bei den beiden Haupteingängen befanden sich kleine Seelandschaften, die durch das mitgebrachte Regenwasser entstanden waren. Ein schlürfendes und platschendes Geräusch der unzähligen Schuhsohlen war die Folge. Der Boden vor der Drehtür war salztrocken. Ich zweifelte langsam daran, dass sich die Tür überhaupt drehen lassen würde. Alles sah danach aus, als wenn schon vor etlichen Jahren der letzte Kunde Frazetties hier verlassen hätte.

Die Glasscheiben waren für Frazetties höchst ungewöhnlich milchig beschlagen und schmutzig. Selbst mit der größten Mühe konnte ich nichts von draußen erkennen, nicht einmal das diffuse Licht einer Straßenlaterne.

Mit gemischten Gefühlen drückte ich gegen die Metallschienen der Drehtür. Nichts geschah. Sie war wohl mangels Benutzung bereits vor Jahren stillgelegt worden. Resigniert begab ich mich auf den Rückzug, verharrte dann jedoch wieder. An diesem Tag hatte ich den ersten kleinen Versuch unternommen, um aus meinen Gewohnheiten auszubrechen; sollte ich da schon beim ersten Misserfolg aufgeben? Nein! (Diese Beweggründe meines damaligen Handelns habe ich allerdings erst heute entdeckt.)

Mit meinem ganzen Gewicht warf ich mich gegen die Mauer aus Glas und Metall. Ein leises Knirschen zeugte von Bewegung. Langsam, nur ruckweise, ständig ein protestierendes Quietschen und Knirschen von sich gebend, begann sich die Pforte zu drehen.

Als ich endlich im Freien stand, musste ich mir vor Anstrengung Schweißperlen von der Stirn wischen. Ziellos folgte ich dem Verlauf der Straße es war eigentlich nur eine enge Gasse und ich wunderte mich darüber, dass der Großmarkt an dieser Seite überhaupt einen Ausgang hatte bauen lassen. Wer sollte schon aus dieser Gegend kommen oder in diese wollen? Die Umgebung war mir aber augenblicklich egal. Ich hatte Lust auf einen abendlichen Spaziergang und marschierte einfach los. Schon nach wenigen Seitenstraßen und engen, verwinkelten Abzweigungen, die sich im Nichts zu verlieren schienen, fühlte ich, dass etwas nicht stimmte. Was, konnte ich jedoch nicht sagen. Es mussten diese Häuser und Gassen sein, die mir irgendwie seltsam erschienen. Obwohl ich bereits seit vielen Jahren in der Stadt lebte und nicht selten längere Wanderungen durch die einzelnen Stadtteile unternahm, war ich noch nie durch diese Straßen gekommen. Vergeblich versuchte ich die Straßennamen ausfindig zu machen, um sie später auf meinem Stadtplan zu suchen; nirgends war ein Schild zu entdecken. Selbst die Häuser trugen keine erkennbaren Nummern. Ich fragte mich, wie sich hier ein Briefträger zurechtfinden mochte. Der arme Kerl war wirklich zu bedauern. Da schoss mir ein anderer Gedanke durch den Kopf: Was war, wenn es hier niemanden gab, der Post bekam? Mir war noch kein Mensch begegnet, und dies war trotz der etwas seltsamen Gegend höchst merkwürdig. Wo waren nur die Menschen, falls in diesem Viertel noch jemand wohnte? Obwohl manche Fenster geöffnet waren, drang kein Laut aus ihnen heraus, kein Stimmengewirr, kein plärrendes Radio, kein klapperndes Geschirr, nichts.

Die drückende Stille legte sich langsam auf mein Gemüt. Mein Unternehmungsgestalt schwand von Minute zu Minute. Ich kam zu dem Entschluss, mich doch wieder auf den Heimweg zu begeben. Nervös kramte ich in meiner Manteltasche nach einer Packung Zigaretten. Ich fand die Schachtel und wollte mir gerade einen jener Glimmstängel anzünden (in Wirklichkeit war das Rauchen auch nur eine meiner lästigen Gewohnheiten Zigaretten haben mir eigentlich nie geschmeckt), als ich wie vom Donner gerührt innehielt. Ich stand starr auf der Stelle und blickte an mir herunter. Mein dicker Wintermantel war nicht zugeknöpft und sperrte daher weit auf. Wie konnte ich nur so in Gedanken gewesen sein, dass ich dies nicht vorher bemerkt hatte? Hastig begann ich, den Mantel zu schließen, damit mir die grimmige Kälte keine Lungenentzündung bescheren konnte. Erst während dieses Tuns stellte ich verdutzt fest, dass hierfür keinerlei Veranlassung bestand. Es war überhaupt nicht mehr kalt draußen. Ganz im Gegenteil, ein milder, angenehmer Wind strich durch die verwinkelten Gassen. Sollte das Wetter wieder einmal verrückt gespielt haben? Es war mir unvorstellbar. Noch heute morgen hatte mein Außenthermostat 2 Grad Celsius angezeigt, und nun glaubte ich mich in eine laue Juninacht versetzt. Alles stimmte an diesem Abend nicht. Alles war gelaufen wie immer, bis ich kurzerhand beschlossen hatte, Frazetties durch eine nie benutzte Drehtür zu verlassen.

Ein leichter Kopfschmerz machte sich bei mir bemerkbar; er rührte sicherlich nicht allein nur von meiner Wetterfühligkeit her. Ich wollte wieder unter Menschen, wollte wieder zurück in den November, obwohl er kalt und regnerisch war. An diesem Ort war es mir einfach nicht geheuer.

Da ich während meines Spaziergangs wahllos einmal links und dann wieder rechts abgelenkt war, wusste ich nicht mehr, aus welcher Richtung ich gekommen war. Ich beschloss, mich an der Größe der Wege zu orientieren. Kleine Straßen führten zu mittleren, mittlere zu größeren und größere zu Hauptstraßen. Auf den Hauptstraßen würde ich schnell wieder zum Stadtzentrum finden. Mein Fortschritt, das Labyrinth der dunklen Gassen auf diese Weise zu verlassen, war äußerst dürftig; vergeblich hielt ich Ausschau nach Licht, nach Lärm, nach Menschen. Selbst bei geradlinig verlaufenden Wegen konnte man aufgrund der spärlichen Beleuchtung einiger vorsintflutlicher Gaslaternen (ich konnte mich nicht daran erinnern, dass die Stadt noch Gasbeleuchtung hatte) nie bis zu deren Ende blicken.

Schon nach wenigen Schritten versank die Umgebung jeweils in trübem Dämmerlicht. War ich anfangs durch das unbekannte Viertel überrascht und verwirrt worden, so legte sich nun immer beharrlicher ein Gefühl des Grauens auf meine Seele. Gedanken, die ich sorgsam zurückgedrängt hatte, brachen unbarmherzig in mein Bewusstsein. Lebte ich nicht schon seit ewigen Zeiten an diesem Ort und kannte jeden noch so versteckten Winkel? Wieso war ich mir dann aber so sicher, dass ich noch nie zuvor diesen Teil der Stadt betreten hatte? Er war doch nur wenige Minuten von Frazetties entfernt! Da ich mir keine der Fragen hinreichend beantworten konnte, wuchs die Unwirklichkeit der Situation mit jedem meiner dumpf verhallenden Schritte. Träumte ich dies alles nur? Ich biss mir fest auf die Zunge; der stechende Schmerz im Mund war keine Einbildung; er zeugte von der Realität meiner Anwesenheit.

Sicher hätte es keiner langen Zeit mehr bedurft, bis ich von Panik geschüttelt, schreiend durch die Nacht gerannt wäre. Alle Symptome sprachen dafür: Mein Atem war flacher, meine Schritte ausgreifender und mein Blick unsteter geworden. Einem gehetzten Tier gleich stolperte ich vorwärts. Von überall her währte ich mich beobachtet, hinter jedem der dunklen Fenster glaubte ich ein Paar bössartiger Augen auszumachen. Mein Kopfschmerz entwickelte sich zu einem rasenden Pochen. Das rhythmische Dröhnen meines Schädels versetzte auch die Häuser und Gassen in leichte Vibrationen; nach und nach gesellten sich alle Dinge um mich herum zu einem stummen, mich verhöhnenden Tanz. Wie wild wirbelten sie um mich herum, so dass ich meinen Standpunkt nicht mehr länger bestimmen konnte. Erschöpft und machtlos ergab ich mich den entfesselten Mächten und ließ mich in einen Strudel aus Raum und Zeit hinein-fallen.

Was nun mit mir geschah, ist eigentlich noch unwirklicher, noch unverständlicher! Ich stürzte nicht wie etwa zu erwarten hart auf das Kopfsteinpflaster der Straße, sondern schien in einem undefinierbaren Raum aus weißem Licht zu schweben. Obwohl ich nichts erkennen konnte, nicht wusste, was mit mir geschah, fühlte ich mich doch auf eine seltsame Weise erleichtert, ja, befreit! Der Kopfschmerz war verschwunden und was wesentlich erstaunlicher war mit ihm die Angst. Etwas in mir sagte, dass alles gut war, dass es nichts gab, weswegen ich mir Sorgen zu machen brauchte. Ein einziger Seufzer der Erleichterung durchzog meinen ganzen Körper.

Nach ungewisser Zeit (waren es Stunden?) des Schwebens nahm der Raum um mich wieder konkrete Formen an. Das weiße Licht verdunkelte sich, und an seine Stelle trat der gelblichgrüne Schein der Gaslaternen. Ich war wieder in dem unbekanntem Stadtviertel und lag tatsächlich auf dem Pflaster. Nur verschwommen konnte ich die Silhouette der Häuser ausmachen. Alles war unverändert, mein realistischer Alptraum war noch nicht beendet. War wirklich alles wie zuvor? Ich spürte, dass dem nicht so war. Mein Kopf lag seitlich auf der Straße, wobei meine rechte Wange deutlich die feuchte Kühle der Pflastersteine spürte. Vorsichtig versuchte ich den Kopf zu drehen. Was würde mich erwarten? Mir schwante nichts Gutes.

Als ich den Schatten neben mir wahrnahm, glaubte ich, mein Herzschlag würde aussetzen. Wer oder was hockte da in meiner Nähe, und was wollte es von mir? Da ich mich mit der Verlassenheit dieser Gegend bereits abgefunden hatte, war das plötzliche Auftauchen eines lebenden Wesens um so unheimlicher. Eine Hand berührte meine Stirn. Ich wich zurück, als habe sie mir gerade ein Messer an die Kehle gesetzt. Dann sprach der Schatten; melodische, angenehme Worte drangen an mein Ohr. "Sei beruhigt. Dir geschieht nichts. Du bist ohnmächtig geworden, aber es wird Dir bald besser gehen." Wie gebannt starrte ich auf den dunklen Schemen, zu dem diese sinnliche Stimme nicht zu passen schien. "Wer ... wer sind Sie?", stotterte ich hilflos. "Wo bin ich hier?" Als der Schatten nun näher kam und sich über mich beugte, zuckte ich erneut innerlich zusammen, diesmal jedoch nicht vor Grauen, sondern vor Erstaunen und

Bewunderung! Die Gestalt senkte ihren Kopf zu mir herunter und durchbrach dadurch ihren alles verhüllenden Schatten. Die verirrt Strahlen einer Laterne ließen das Gesicht zur Hälfte in bronzenem Licht erscheinen. Lag es an jener ungewöhnlichen Beleuchtung oder an ihren makellos schönen Zügen? Ich weiß es nicht. In diesem Augenblick glaubte ich jedenfalls, eine griechische Göttin würde ihr Haupt zu mir, einem Sterblichen, herabsenken. Ein leises, mildes Lächeln umspielte ihre Lippen und ließ die Frau falls dies überhaupt möglich war noch schöner, noch lieblicher erscheinen.

Ihr langes, seidiges Haar fiel in üppigen Locken auf meine Brust und kitzelte angenehm meinen Hals. Ein kaum spürbarer, süßer Duft umfing mich. Realität hin oder her, dies musste ein Traum sein! Solche überirdischen Geschöpfe gab es im wirklichen Leben nicht. Diese erregende Frau war mit Abstand das gelungenste Erzeugnis meiner Fantasie. Obwohl ich die Situation nun durchschaut hatte, lauschte ich doch interessiert ihren Worten. Diesen seltsamen Traum musste ich bis zur letzten Sekunde auskosten.

Es schien, als habe sie jeden meiner Gedanken erraten und amüsiere sich nun darüber. Die wundervoll geschwungenen Lippen entblößten zwei Reihen von perlengleichen Zähnen. "Du stellst Fragen. Warum? Was sagen die Namen von Menschen und Orten schon aus? Nichts! Änderte es etwas an der Situation, wenn mein Name Diana oder Lilith wäre, wenn Du hier in Babylon oder in Rom wärst?" Sie machte eine kleine Pause, um mir Zeit zu geben darüber nachzudenken. Etwas in ihrer Stimme ließ mich den Sinn und die tiefere Wahrheit des Gesagten erkennen.

"Namen sind Schall und Rauch", fuhr sie weiter fort. "Was wirklich zählt, sind wahre Gefühle und Empfindungen, sowie Taten, die sich aus einem festen Glauben an sie herleiten." Während sie sprach, war ihr Lächeln fast verschwunden. Alles klang daher noch eindringlicher und ernsthafter für mich.

Das köstliche Spiel ihrer Lippen erschien jedoch schon Augenblicke später erneut auf ihren Zügen. "Du bist hier, und ich bin hier. Das ist das einzige, was zählt. Du verstehst?" Ungläubig starrte ich sie an. Sollte das etwa heißen, dass ... Unmöglich! Ein Traum! Du träumst nur!, schrie ich mir innerlich zu. "Du irrst", beantwortete die Traum Göttin meine Gedanken. "Ich bin froh, dass es Dir gelungen ist, zu mir zu kommen. Leider ist Deine Zeit hier begrenzt, doch wir können uns wiedersehen, wann immer Du es wünschst." Erst jetzt fand ich meine Sprache wieder. "Wie kann das geschehen? Wo wohnst Du? Nenne mir Deine Adresse, damit ich Dich wiederfinden kann!" Meine letzten Worte waren fast flehentlich hinaus geschrien worden. Ich fühlte, wie sich der Traum, oder was immer es war, aufzulösen drohte. Es musste mir einfach gelingen, etwas Handfestes daraus mit in meine Welt hinüberzuretten!

Wieder lächelte die unheimliche Schöne und ließ dabei etwas wie Mitleid erkennen. "Ich habe keine Adresse, die Du auf einem Stadtplan finden wirst. Und dennoch gibt es viele Wege zu mir. Suche nach mir und glaube fest daran, dass Deine Bemühungen Erfolg haben werden. Auf diese Weise wird es Dir gelingen, erneut nach Galaon vorzudringen."

"Galaon? Heißt so dieser Stadtteil?" Dies war der erste konkrete Name in diesem Wirrwarr aus Ungewissheit und Dunkel. Nur eine Unachtsamkeit konnte sie dazu veranlasst haben, diesen Ort zu erwähnen.

Ein leichter Schatten des Ärgers über ihr eigenes Ungeschick huschte über ihr Antlitz, dann war sie wieder die freundliche, alles wissende Göttin. "Die Zeit des Fragens ist vorbei. Du musst nun leider gehen, aber ich hoffe inständig, dass Du den Schlüssel zum Tor nach Galaon finden wirst. Ich werde sehnsüchtig Deine Rückkehr erwarten." Mit diesen mir einfach unglaublichen Worten kam sie noch näher

und presste ihre weichen, leicht feuchten Lippen auf die meinen. Diese unerwartete Berührung, der Duft ihres Haares, der von überall her, auf mich zu strömen schien und der süße Druck ihrer Brüste auf meinem Körper, wobei ich ihre festen Knospen durch mein Hemd zu spüren glaubte, ließen mich in einen Ohnmacht ähnlichen Taumel der Ekstase gleiten. Bevor ich die Besinnung verlor, spürte ich noch, wie sich eine Zunge ihren Weg in meinen Mund suchte. Weißes Licht und Leere umfingen mich.

Als ich erwachte, war es immer noch Nacht. Eine empfindliche Kälte verwandelte meinen Körper in Gänsehaut. Verwirrt blickte ich mich um. Vor mir, versteckt hinter einer Reihe von kahlen Bäumen, erhob sich eine Häuserzeile im hellen Licht der Neonlampen. Rote, gelbe und grüne Reklameschilder blinkten einsam im Dunst. Ein feiner Nieselregen durchweichte mit unermüdlichem Eifer meinen Mantel; da er geöffnet war, hatte sich mein Hemd bereits mit eisiger Nässe überzogen. Bei jedem kleinen Windhauch presste es sich unangenehm gegen meine Haut. Zitternd und frierend schnellte ich hoch. Erstaunt stellte ich fest, dass ich mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt, im nassen Gras sitzend eingeschlafen sein musste. Hastig knöpfte ich mir den nun schweren Mantel zu und trat dabei von einem kalten Fuß auf den anderen. Wie um alles in der Welt war ich in den Frédéric Lamond Park geraten? Hatte ich mich etwa sinnlos betrunken? Als ich in meine Brieftasche schaute, konnte ich letzteres mit Sicherheit verneinen. Nichts von dem ohnehin dürftigen Inhalt fehlte.

Langsam, ganz langsam, kamen Szenen meines Traumes wieder zum Vorschein. Alles hatte bei der Tür von Frazetties begonnen. Was danach geschehen war, entbehrte jeder Logik. Sollte ich mit offenen Augen träumend durch die Stadt geirrt sein?? Der Park lag immerhin über 4 Meilen von meiner gewohnten Route entfernt! Nie zuvor war etwas Ähnliches mit mir geschehen. Während ich eilends nach Hause stapfte, wirbelten in meinem Kopf die Fragen wild durcheinander. Sollte ich alles etwa nur geträumt haben, sollte die unbekannte Schöne lediglich ein Produkt meiner fantasievollen Sehnsüchte gewesen sein? Obwohl es keinen ersichtlichen Grund dafür gab, fing ich an, daran zu zweifeln. Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich an den Strohalm, dass doch etwas, eine kleine Winzigkeit von alledem, nicht geträumt war, sondern tatsächlich existierte.

Kurz bevor ich mein Haus erreichte, schoss mir ein Name durch den Kopf. Der 'Filmriss' fügte sich langsam wieder zusammen. Galaon. Wo hatte ich ihn schon einmal vernommen? Wer oder was war Galaon? Nur undeutlich ahnte ich, dass dieser Name auch etwas mit meinen seltsamen Erlebnissen zu tun hatte.

In dieser Nacht schlief ich äußerst schlecht. Das Dunkel und die Stille meines Zimmers beschworen erneut die vergessenen Träume (?) herauf. Besonders IHRE letzten eindringlichen Worte spulten sich unaufhörlich in meinem Geiste ab:

"Ich hoffe inständig, dass Du den Schlüssel zum Tor nach Galaon finden wirst. Ich werde sehnsüchtig Deine Rückkehr erwarten!"

Rückkehr? Wie war es möglich, in einen Traum zurückzukehren? Nervös und meine eigenen Hoffnungen belächelnd fiel ich zeitweilig in einen unruhigen Halbschlaf. Manchmal tauchte darin das Gesicht einer überirdisch schönen Göttin auf, IHR Gesicht.

Der Morgen ließ mich mit dröhnendem Kopf und schmerzenden Gliedern erwachen. Nur mit allergrößter Überwindung fand ich die Kraft, zur Arbeit zu gehen. Die endlosen Stunden bis hin zum Nachmittag

waren eine einzige Marter für mich. Gott sei Dank fiel keinem der Kollegen meine beinahe völlige Untätigkeit auf. Während der Nacht und des gesamten Tages beschäftigte mich nur ein Gedanke: Was wäre, wenn ...? Wenn dies alles kein dummer Traum gewesen war? Wenn eine Möglichkeit der Rückkehr *tatsächlich* existierte? Allein der Gedanke daran ließ mich vor Erregung frösteln. Ich hatte auch schon einen Plan, und die Drehtür bei Frazetties spielte darin eine zentrale Rolle. Hatte es einmal geklappt, durch sie in eine andere Welt zu gelangen, warum sollte es nicht ein zweites Mal gelingen? Ich war stolz auf die Logik meiner Schlussfolgerungen. Waren meine Erlebnisse in Galaon nur wirre Fantasievorstellungen, würde ich die Tür halt ohne jeden Zwischenfall durchschreiten und über die Naivität meiner Theorien lauthals lachen. So oder so ging ich also keinerlei Risiko ein. Außer meinem kindlichen Glauben an Übernatürliches würde nichts zu Schaden kommen. Mein Plan war gut; es sollte jedoch anders kommen.

Nach der Arbeit lief ich beinahe zu meinem Lieblingskaufhaus. Meine Ungeduld ließ sich kaum noch beherrschen. Kein noch so günstiges Supersonderangebot konnte mich an diesem Tag von meinem Ziel abhalten. Ohne nach links oder rechts zu sehen, steuerte ich unbeirrbar auf den gemiedenen Nebenausgang zu. Vor der kleinen Drehtür angelangt, verschnaufte ich erst einmal, froh darüber, dass dieser Ausgang überhaupt existierte und nicht etwa auch ein Hirngespinnst war.

In der Hoffnung, dass mein gestriger Ausflug die Scharniere der Tür gefügiger gemacht hatte, stieß ich nur schwach gegen den Metallrahmen. Überrascht musste ich feststellen, dass auf diese Weise das Tor nach Galaon nicht geöffnet werden konnte. Entmutigen ließ ich mich durch diese Tatsache allerdings nicht. Hatte ich etwa am vergangenen Tag klein beigegeben? Nein! Wenn es nicht anders ging, musste man sich den Weg zum gelobten Land halt erneut mit Gewalt bahnen. Wieder stemmte ich mich mit meinem ganzen Körper gegen die stahlgraue Metallschiene; wieder war ein leises Knirschen zu vernehmen, aber nichts geschah! Die Tür bewegte sich keinen Millimeter. Wieder und wieder versuchte ich vergeblich mein Glück. Sollten meine Kräfte seit dem gestrigen Tage dermaßen abgenommen haben? Ich konnte und wollte einfach nicht daran glauben. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit der Tücke des Objekts. Sollte ich so nah am Ziel wegen einer dämlichen Drehtür scheitern? Das konnte doch unmöglich der Wille der Götter sein, konnte nicht IHR Wille sein!

Mit zusammengebissenen Zähnen warf ich mich mit aller Wucht gegen das gläserne Tor. Schweiß brach mir aus allen Poren aus. Ich konnte drücken oder ziehen wie und wo ich wollte, alles vergebens. Die Nutzlosigkeit meines Unternehmens ignorierend, fuhr ich fort, die Tür zu bearbeiten.

Ich hätte wahrscheinlich bis zur völligen Erschöpfung derart weitergemacht, wenn mich nicht ein Verkäufer davon abgehalten hätte.

Das Räuspern hinter meinem Rücken hörte ich bestimmt erst nach einiger Zeit; zu sehr war ich mit meiner Arbeit beschäftigt.

"Entschuldigen Sie, mein Herr, aber an diesem Ausgang werden Sie kein Glück haben. Er ist geschlossen." Der Schreck fuhr mir schmerzhaft durch alle Fibern meines Körpers. Überrascht wie ein ertappter Ladendieb drehte ich mich um. Erst jetzt wurde mir klar, dass mein Handeln auf andere höchst befremdlich wirken musste. Hastig suchte ich nach einer schlüssigen Erklärung, nach irgendeiner Erklärung. "Aber ... aber gestern bin ich doch auch hier hinausgegangen", konterte ich stockend. Der Verkäufer, ein junger Mann in schwarzer Hose und grauem Jackett, blickte mich an, als ob er mich für einen entsprungenen Irren hielt. Schnell gewann jedoch wieder seine berufsmäßige Höflichkeit die Oberhand. "Da müssen Sie sich aber irren, mein Herr. Ich bin schon seit über 5 Jahren hier beschäftigt,

aber dieser Ausgang war ständig geschlossen. Man hat seinerzeit sogar Blockaden angebracht, damit eine Drehung der Tür unmöglich ist. Sehen Sie?" Bei diesen Worten zeigte er auf mehrere großköpfige, sechskantige Schrauben, die gegen den Rahmen der jeweiligen Glastüre stießen. Ich hätte mich wie ein Wahnsinniger anstrengen können; gegen diese Sperren war kein Kraut gewachsen.

So etwas wie: 'Oh, ja, da habe ich mich wohl geirrt!' murmelnd, stolperte ich unter den kritischen Augen des jungen Mannes zum Hauptausgang.

Nun ergab alles keinen Sinn mehr. Ich hätte schwören können, Frazetties gestern durch eben jene schon seit Jahren verschlossene Tür verlassen zu haben. Das Unwirkliche hatte erst *danach* begonnen! Mein Durchschreiten der Tür war eine unbestreitbare Tatsache, sollte der junge Schnösel doch erzählen was er wollte. Vielleicht hatte ein teuflischer Zufall es gewollt, dass gerade am gestrigen Abend oder am heutigen Vormittag die Tür verschlossen worden war. Vielleicht hatte es dem Verkäufer Spaß gemacht, einen Kunden hereinzulegen. Vielleicht, vielleicht, vielleicht! Hier waren eindeutig zu viele Zufälle im Spiel. Hatte ich also aus unerklärlichen Gründen bereits bei Frazetties mit meiner Nachtwandelei begonnen? Hatte ich diese Tür nie benutzt? Obwohl es unbegreiflich erschien, sprach alles für diese These.

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause gekommen bin, schlafwandelnd jedenfalls nicht. Ich überließ mich einfach den anfangs erwähnten *Schienen*.

Ohne eine *Weiche*, ein Tor nach Galaon, zu entdecken, trieb ich in Gedanken versunken zu meiner Wohnung. Mein Plan war kläglich gescheitert. Wie konnte ich jetzt noch Gewissheit über Traum oder Realität gewinnen? Alles war verloren, zerplatzt wie eine Seifenblase. 'Träume sind halt doch nur Schäume', musste ich mir bitter eingestehen.

Zutiefst deprimiert suchte ich Vergessen und Entspannung im Schlaf. Auch diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Ich träumte, dass ich wieder in jenen finsternen Gassen spazierte. In jedem Fenster erblickte ich IHR Gesicht, welches mir aufmunternd zulächelte. Wortfetzen schwebten in der Luft:

'Schlüssel . finden Galaon.....viele

Wege nur Mut '

Verzweifelt rief ich nach IHR, fragte nach dem richtigen Weg, nach dem Schlüssel, aber keine Antwort drang an mein Ohr.

An dieser Stelle wachte ich meistens auf, nur um nach einigen Minuten des Dösens erneut in denselben Traum zu fallen. Immer und immer wieder erlebte ich im Fieber meines Schlafs IHRE Hilfe. Ohne Erfolg. Götter sind unbarmherzig und kalt.

Völlig verschwitzt und ausgemergelt wie nach einem Marathonlauf riss mich die Klingel des Weckers aus dem Schlaf. Matt und erschlagen starrte ich lange Zeit an die Decke, wo sich in zackig bizarren Rissen die Farbe ablöste. So ging es nicht weiter. Entweder fand ich die Lösung meines Problems, oder ich würde auf kurz oder lang dem Wahnsinn verfallen. Mehrere dieser Alptraum Nächte hintereinander konnte kein Mensch lange vertragen.

Unter dem kochendheißen Wasserstrahl der Dusche fielen die Phantome der Nacht nach und nach wie lästige Kletten ab. Ein quälendes Gefühl tief in meinem Inneren blieb jedoch.

Mechanisch holte ich mir heißes Rasierwasser und fing an, mich einzuseifen. Hinter den ölig

verschmierten Schichten des Spiegels schaute mich ein alter, übernächtiger Mann an. Ich hielt inne und starrte deprimiert auf meinen 'Gegenüber'; achtlos fiel der Rasierpinsel ins Spülbecken. Was tat ich hier eigentlich? Für wen warf ich mich überflüssigerweise in Schale? Außer einer Traumgöttin gab es doch wirklich keinen Menschen, der auch nur entfernt an meinem Aussehen interessiert war. Der sarkastisch grinsende Mann im Spiegel gab mir Recht. Während ich mir den angetrockneten Schaum wieder abwusch, überkam mich eine Art Vision. Ein seltsamer Duft drang in meine Nase, eine Woge frischen Blütenduftes schien das gesamte Bad zu überfluten. Der Schaum roch lediglich nach parfümierter Seife; die Quelle des Geruchs musste woanders liegen. Blüten im November? Verdutzt blickte ich auf und erwartete, eine ähnlich dumme Grimasse im Spiegel zu entdecken. Mein Ebenbild war jedoch verschwunden; außer einem matten, weißen Nebel war nichts vorhanden. Sollte ich den Spiegel versehentlich mit dem Rasierschaum beschmutzt haben? Nein, die Oberfläche hatte außer ihrem öligen Film keine neuen 'Zutaten' erhalten. Es schien in diesem Zimmer nichts mehr zu geben, was sich widerspiegeln konnte! War ich selbst zum Schatten, zu einem Traumwesen geworden? Ich wollte gerade mit einem Handtuch Klarheit in die Sache bringen, als der seltsame Nebel zusehends aufklarte. Die Schemen des Raumes nahmen wieder Gestalt an. Das Gesicht, welches mich nun aber anlächelte, gehörte nicht mir. Spielten alle meine Sinne verrückt? Hatte ich schon unbemerkt jene Schwelle zum Wahnsinn übertreten? Instinktiv flog ich herum, um die mir so vertraute Person hinter meinem Rücken zu stellen. 'Oh, Du meine namenlos Göttin', seufzte ich in Gedanken. Der Raum war leer; außer einem Stuhl und der Wanne war da nicht einmal der Schatten meiner Unbekannten. Als ich erneut in den magischen Spiegel sah, war alles wieder völlig normal. Jetzt zeigte er wieder jenen Mann, der allerdings so bleich und starr wie ein Gespenst wirkte. Der Duft von frischen Blüten war wieder den vertrauten Gerüchen von Seife und Desinfektionsmittel gewichen.

Was sollte ich von alledem nur halten? Wurde ich nun auch tagsüber von meinen Wahnvorstellungen geplagt, oder war dies eben ein Beweis IHRER Existenz? Vielleicht ein Zeichen? Da ich mich mit der ersten Möglichkeit nicht abfinden konnte, suchte ich verzweifelt nach einem logischen Zusammenhang der 'Erscheinungen', sofern diese überhaupt mit menschlichem Verstand zu fassen waren. Warum hatte SIE mir den nochmaligen Zutritt bei Frazetties versagt und erschien mir dafür jetzt in dieser ungewöhnlichen Weise? Unsicher schwankte ich aus dem Bad und ließ mich schwer in einen Sessel fallen. Die Antwort war eigentlich recht simpel. Ohne es zu wissen, hatte ich an diesem Morgen den richtigen Weg zu IHR eingeschlagen. Warum dieser Weg jedoch sein Ziel nicht ganz erreichte und welche meiner Taten ihn überhaupt ermöglicht hatten, blieb mir jedoch auch weiterhin ein Rätsel.

Da die Zeit schon fortgeschritten war, verließ ich ohne ein Frühstück das Haus. In meinem Zustand hätte ich ohnedies kein Stück Brot herunterwürgen können. Ein eisiger Nordost Wind stemmte sich unerbittlich gegen mich. Nach einem flüchtigen Blick auf die Uhr wurde mir klar, dass ich selbst im Dauerlauf das Büro mit Verspätung erreichen würde. Die ersten negativen Konsequenzen meiner ruhelosen Nächte waren also schon in Sicht. Wütend auf das Wetter, meine Alpträume und das Schicksal, stapfte ich weiter. Feine, winzige Eiskristalle flogen im Wind und kitzelten meine Haut wie kleine Insekten. Der Winter hielt in diesem Jahr einen recht frühen und machthungrigen Einzug.

Der 'kleine Entenpark' (meine Bezeichnung für diesen namenlosen Flecken Grün mit elf Bäumen und einem winzigen Tümpel) sah an diesem trüben Morgen kahl, verlassen und trostlos aus. Nicht einmal das im Sommer so verwöhnte Federvieh ließ sich blicken. Ich blieb stehen und beobachtete die lehmfarbene Wasseroberfläche des Teichs, der sich bald mit einer Eisschicht überziehen würde. Ohne nachzudenken ging ich auf die blattlosen, dunklen Schemen der Bäume zu und setzte mich auf eine der beiden

verwaisten Bänke. Ein unerklärlicher innerer Zwang ließ mich am frühen Morgen eines Novembertages im kühlen Herbstwind auf einer Parkbank sitzen und mit leerem Blick einen ebenso leeren Tümpel anstarren. Der Entschluss, heute nicht zur Arbeit zu gehen, war so plötzlich gekommen, wie vor zwei Tagen der Drang, einen unbenutzten Hinterausgang zu finden.

Teilnahmslos fixierte ich die Umgebung bis meine Augen zu brennen anfangen. Ich wagte es dennoch nicht, zu blinzeln. Es war mir, als läge hinter dieser trostlosen Fassade aus Baumskeletten und grauem Beton etwas anderes, etwas Schönes. Man musste nur lange genug hinsehen.

Waren da nicht plötzlich wieder jene duftigen Frühlingsblüten um mich herum? Obwohl ich die Luft tief mit Mund und Nase inhalierte, verursachte mir der doch gewiss eisige Wind keinen Hustenreiz. Ganz im Gegenteil! Es umfing mich vielmehr wie der zärtlichwarme Hauch einer Geliebten. Wenn dem doch nur so gewesen wäre! Traurig gedachte ich meiner liebreizenden Unbekannten. In welchem Teil des Traumlandes mochte SIE wohl gerade verweilen?

Die Gedanken an SIE durchströmten mich mit einer angenehmen Wärme; vom stärker werdenden Brennen der Augen abgesehen, fühlte ich mich dort, wo ich war, recht wohl. Tränen rannen mir das Gesicht herunter. Meine Sicht wurde zunehmend schlechter, bis sie völlig im Salzwasser schwamm. Ich weiß nicht, ob ich zu diesem Zeitpunkt eingeschlafen bin, als ich erwachte, befand ich mich jedenfalls in Galaon!

Noch immer war ich in einem Park; doch Welch ein Unterschied! Es waren mächtige, hohe Bäume, in deren Schatten ich saß. Die warmen Sonnenstrahlen drangen nur mühsam durch das Blätter und Blütenmeer und warfen fleckige Muster auf das weiche Gras zu meinen Füßen. Überdimensionalen Blumensträußen gleich präsentierte sich der Park in tausend Farbschattierungen aus Weiß und Rosa. Mit Bewunderung aber auch Erleichterung dankte ich dem Schicksal für diese Fügung. Wieder hatte ich ein Tor durchschritten ohne mich daran erinnern zu können, mit welchem Schlüssel ich es geöffnet hatte.

Ich erhob mich von meinem Platz und schlenderte wie ein müßiger Spaziergänger durch die Anlagen. Auf einem blaugrünlich schimmernden See zogen Schwäne majestätisch ihre Kreise. Im Stillen bewunderte ich den unbekanntem Landschaftsarchitekten, der dieses Gefüge aus Wiesen, Bäumen und Wasser so kunstvoll, so natürlich arrangiert hatte, dass man erst beim zweiten Hinsehen (wenn überhaupt!) einer feindurchdachten menschlichen Schöpfung gewahr wurde. Der Schatten eines Anglers am Ufer zeugte von der tatsächlichen Existenz jener Erbauer. Diesmal war Galaon scheinbar nicht so verlassen, wie es in den dunklen Gassen der Fall gewesen war. Froh, auf einen Menschen getroffen zu sein, bog ich ohne Zögern zum Seeufer ab. Vielleicht konnte mir der Mann ja einige meiner brennenden Fragen beantworten.

Als ich näher kam, bemerkte ich, dass ich mich in zweifacher Weise getäuscht hatte. Die Person hatte gar keine Angelrute ausgeworfen; sie saß lediglich im Schatten einer alten Pappel und blickte in unbekannte Weiten. Dann sah ich die üppigen Locken, die beinahe den Boden berührten. Es war eine Frau! Bevor ich noch einen klaren Gedanken fassen, ein Wort des Grußes formulieren konnte, sprach sie mich an. Als habe sie mich schon lange bemerkt, schaute sie auch weiterhin auf das gegenüberliegende Ufer. "Willkommen in Galaon!", säuselte sie. "Komm", und setze Dich zu mir." Erst jetzt erkannte ich, dass SIE es war, die zu mir sprach. Freudig erregt aber zugleich auch unsicher ließ ich mich nieder. Mein Kopf drohte vor lauter Fragen fast zu platzen; dennoch wagte ich es nicht, die heilige Ruhe des Parks zu stören. So saßen wir eine lange Zeit schweigend nebeneinander, bis SIE sich mir zuwandte. "Ich sehe mit

Freuden, dass es Dir erneut möglich war, zu mir zu kommen. Viele benötigen Monate oder Jahre für eine Rückkehr, manchen gelingt es nie. Ich spürte gleich, dass Du etwas Besonderes bist." Entzückt tauchte ich ab in die unergründlichen Tiefen IHRER lächelnden Augen. Das Wissen, dass diese Frau auf mich (!) gewartet hatte, ließ mich innerlich taumeln. IHRE Finger streichelten wieder in jener schon gewohnt zärtlichen Weise mein Gesicht. "Ich hoffe, Du fühlst ähnlich!" Meine Augen weiteten sich aufgrund einer so unbezweifelbaren Tatsache noch mehr. "Seit ich Dich sah, bist Du das einzige, wonach all' mein Streben und Sehnen ausgerichtet ist!"; schoss es förmlich aus mir heraus. "Ich kann es mir einfach nicht mehr vorstellen, ohne Dich zu leben!" Bei diesen Worten konnte ich mich nicht mehr zurückhalten. Ich ergriff IHRE Arme und zog SIE ganz nah an mich heran. Ein langer, langer Kuss sagte mehr als alles reden.

Als wir uns wieder voneinander lösten, glitzerte etwas in IHREN Augen. Waren dies Tränen des Glücks oder des Kummers? Mit meinem Taschentuch tupfte ich vorsichtig die Spuren jener Gefühlsaufwallung weg. "Warum weinst Du?", forschte ich neugierig. Trauer lag in IHREM Blick als SIE mir antwortete: "Du kannst nicht bei mir bleiben. Es ist Dir immer nur ein begrenzter Aufenthalt bei mir vergönnt. Du musst immer wieder zurück in Deine Welt." Die scheinbar völlige Unabänderlichkeit der Dinge, die in IHREN Worten zum Ausdruck kam, verursachte mir Magenkrämpfe. "Sage mir das Unmögliche, und ich werde es tun!", flehte ich sie an. "Es existiert doch sicher eine Möglichkeit, um uns auf immer zusammen zu führen!" Ihr trauriges Gesicht machte mich rasend. "Wovon hängt z.B. meine Verweildauer bei Dir ab? Vom Zufall? Von der Gunst der Götter oder wovon?" Es dauerte unendlich lange, bis Sie mir eine Antwort gab. Jedes ihrer Worte war anscheinend zuvor auf eine Goldwaage gelegt worden. "Du sollst wissen, dass es unendlich viele Tore nach Galaon gibt, manche sind winzig und manche gewaltig groß. Von der Größe eines solchen Tores hängt die Verweildauer in meiner Welt ab." Eine große Hilfe war mir dies nun nicht gerade. "Woher weiß ich denn, ob es sich um ein kleines oder großes Tor handelt?", bohrte ich weiter. "Und ...wie finde ich sie überhaupt? Ich habe nämlich nicht die leiseste Ahnung, warum ich heute bei Dir bin!"

"Weil Du es im richtigen Augenblick wolltest", flüsterte SIE leise. "Mehr kann und darf ich Dir nicht sagen."

Ein plötzliches Frösteln zeigte mir das nahende Ende meines Besuches an. Ich umarmte sie so fest, als ob es ein Abschied für immer sein würde. "Und sollten uns jeweils nur wenige Minuten des Glücks vergönnt sein; ich werde immer wieder zu Dir zurückkehren, immer!", schwor ich verzweifelt. Sie schluchzte erneut in meinen Armen. Bevor jedoch Galaon und mit ihm meine Geliebte entschwand, vernahm ich noch IHRE letzten Worte, die mir zuerst recht unverständlich erschienen: "Denke daran, dass Du alles nur einmal zum ersten Male tun kannst!", sagte SIE ... und löste sich auf.

"Was meinst Du nur damit?", rief ich. Meine Stimme erschreckte nur eine Amsel, die mich aus sicherer Entfernung misstrauisch beobachtete. Mit der Einsicht, dass sich diese komischen bekleideten Wesen manchmal höchst seltsam benahmen, trippelte sie über den Weg in Richtung auf den kleinen Tümpel. Ich war wieder im 'kleinen Entenpark'.

Der Temperatursturz war empfindlich. Hastig machte ich mich auf den Heimweg. Was hatte SIE mir nur mit dieser Binsenweisheit sagen wollen? Es sollte noch einige Zeit vergehen, bis ich begriff, dass dies der eigentlich lang gesuchte Schlüssel war.

Doch jetzt, in diesem Augenblick, kenne ich das Geheimnis der unsichtbaren Tore (besser gesagt: Ich glaube felsenfest, dass ich den Schlüssel gefunden habe!) Es sind die eingangs von mir erwähnten Gewohnheiten, die es zu durchbrechen gilt. Lange rätselte ich herum, welche gemeinsamen Umstände meine beiden 'Besuche' in Galaon hatten. Die Antwort war ebenso simpel wie einleuchtend. In beiden

Fällen gingen ihnen jeweils ungeplante, *ungewöhnliche* Handlungen meinerseits voraus. Eines IHRER Worte machte mich jedoch stutzig: "Suche nach mir und glaube fest daran, dass Deine Bemühungen Erfolg haben werden!" Im Park hatte ich an SIE gedacht; bei Frazetties war dies unmöglich, da ich noch keinerlei Vorstellungen von dieser mir unbekanntem Welt hatte. Sollte ich zu diesem Zeitpunkt bereits ohne es zu ahnen nach IHR gesucht haben? Es klingt unwahrscheinlich, doch was ist in diesem Moment noch wahrscheinlich, noch wissenschaftlich erklärbar? Ich fange an, nicht nur die Wissenschaften, sondern auch ethische und moralische Sachverhalte in Frage zu stellen. Was ist Glück oder Unglück denn wirklich? Was ist unser Leben? Sind wir in ihm eingeschlossen, oder kann man ausbrechen, ein anderes, neues Leben beginnen?

Ich schreibe diese Zeilen nicht nur Dir, lieber George, sondern allen Menschen, die hoffnungslos an die Unabänderlichkeit ihres Schicksals glauben. Bin ich wahnsinnig? Ich weiß es nicht. Mit aller Kraft werde ich jedenfalls versuchen, meinen Glauben in Taten umzusetzen. Das kleine Büchlein, welches Du gerade in Händen hältst, soll dabei als Zeuge alles Geschehen in sich aufnehmen. Diese Seiten werden hoffentlich die innere Wahrheit meiner Thesen belegen. Meine Suche nach Galaon hat gerade erst begonnen!

Die Überlegungen, die ich bis jetzt angestellt habe, sind zu folgendem Schluss gekommen: Je größer die Abweichung vom Gewohnten, desto größer das Tor. Das Tor entscheidet schließlich über die Dauer meines 'Besuches'. Bis jetzt waren mir jeweils nur wenige Minuten mit IHR vergönnt gewesen; die durchschrittenen Tore waren also bei weitem zu klein!! Was aber muss man nur tun, um länger oder gar für immer 'drüben' zu bleiben? Nun, ich hoffe, dass ich auch darauf die richtige Antwort gefunden habe. Je mehr die Abweichungen mit meiner Person, mit meinem Körper verbunden sind, desto intensiver sollte der zu erwartende Effekt sein. Ich habe beschlossen zu handeln, werde jedoch (wenigstens vorläufig noch!) nicht näher auf mein Experiment eingehen. Sollte es nämlich fehlschlagen (was die Götter verhindern mögen!), wäre keinem mit genauen Details gedient.

(Die folgenden Passagen geben die Erlebnisse (oder Empfindungen) meines Bruders tagebuchähnlich wieder. Da die Schrift jedoch zunehmend verworren und unleserlich wird, war ich oft gezwungen, den Sinn mancher Worte zu erraten oder einige Stellen wegfällen zu lassen. Ich hoffe, dass der Leser dennoch der Zusammenhänge gewahr wird. - Anm. des Herausgebers)

27. November 19..

Mein Experiment ist geglückt! Ich kann es noch gar nicht fassen, dass meine Vermutungen tatsächlich zutrafen. Nicht Minuten, nicht Stunden, einen ganzen Tag über verweilte ich in Galaon! Einen ganzen Tag verbrachte ich mit IHR, und ich genoss jeden Augenblick davon.

Alles war so einfach, nur ein kurzer Moment der Überwindung und des Schmerzes, dann war das Tor durchschritten! Ob jeder so gehandelt hätte? Mir war mein Opfer die Sache wert. Wer benötigt auch schon den kleinen Finger seiner linken Hand?

Meine Geliebte war glücklich und traurig zugleich, wusste Sie doch, wie ich zu IHR gekommen war. In Galaon gibt es jedoch keine Krankheit und keinen Schmerz; ich wurde mir erst nach der Rückkehr meiner Verletzung bewusst. Vorsorglich hatte ich Verbandszeug bereit gelegt ... Ich bin glücklich, dass ich meinem Ziel einen großen Schritt näher gekommen bin!

29. November 19..

Die Kollegen stellten gestern peinliche Fragen wegen meiner Hand. Ich habe beschlossen, in Zukunft der Arbeit fern zu bleiben. Ich benötige ohnehin Zeit, um neue Pläne zu schmieden. Diese Unwissenden würden sich wundern!

2. Dezember 19..

Ob mir der Verkäufer die Sache mit dem Weihnachtsbaum geglaubt hat? Egal! Jedenfalls habe ich jetzt eine große, scharfe Axt. Das ist die Hauptsache. 'Du kannst alles nur einmal zum ersten Male tun!' Diese Worte haben mich sehr beschäftigt. Ich hoffe, dass ich die richtige Wahl getroffen habe!

12. Dezember 19..

Das Schreiben fällt mir schwer . Schmerzen.....Bekomme
Blutung nur schwer gestillt Kann nicht glauben, dass ich erst heute wieder 'zurückgekommen' bin
.....10 volle Tage!
Hatte 'drüben' fast vergessen, was ich als 'Eintrittskarte' hiergelassen hatte. Nur die Kälte in meinem
Zimmer hat den Prozess der Verwesung gebremst. Der Fuß sieht seltsam bleich und wächsern
aus.....Brauche unbedingt Schmerzmittel!

18. Dezember 19..

Fühle mich heute zum ersten Male besser. Habe mir durch einen Nachbarn Morphium aus der Apotheke
besorgen lassenSchmerzen sind dadurch erträglich gewordenHüpfen auf einem Bein bereitet
Probleme.....Stürze oft und Wunde bricht wieder auf.
Habe einen hohen Preis bezahlt,..... bereue es dennoch nicht!!
10 Tage Galaon lassen 10 Jahre Mühsal von einem Menschen ab-fallen. Muss erst wieder gesund werden
.....habe mein Endziel noch nicht aus den Augen verloren

24. Dezember 19..

Hatte merkwürdigen Fiebertraum träumte von IHRerzählte mir von
der Möglichkeit Immer!Scheint beste Lösung zu sein Habe ständig
Schmerzen und verliere viel Blut..... Nehme sehr viel Morphium ..
..... Nachbarn fangen an, zu reden.....nicht mehr viel Zeit muss es tun Vorrat an Morphium ist groß
genug werde friedlich einschlafen keine Schmerzen,..... kein Blut . Galaon.....
....Gott vergebe mir!"

Mit dieser Bitte an den Schöpfer endet das Manuskript. Nach dem Heiligen Abend hat niemand mehr
meinen Bruder gesehen. Als am 18. März Mr. Fowles, ein Nachbar, die Tür zum Zimmer des als leicht
verrückt geltenden Ashley wegen eines widerlichen Gestanks mit Gewalt öffnete, fand er niemanden
mehr dort vor. Nur im Abfallkorb lag der schon fast skelettierte Rest eines menschlichen Fußes.

-

Die Leiche meines Bruders wurde bis auf den heutigen Tag nicht gefunden.
George Barden

im Juli 19..

E N D E

© copyright 1987 by arthur gordon wolf

Michael P. - Interview mit Malte S. Sembten

(Das Titelbild: [Malte S. Sembten, 91](#))

Malte S. Sembten ist vieles: Schriftsteller, Übersetzer, Herausgeber, Illustrator. Hardy Kettlitz nennt ihn in seinem Vorwort zu [Maskenhandlungen](#) "ein Klasse für sich". Für das PHANTASTIKON war er vor allem eins: ein intelligenter Gesprächspartner. Wir freuen uns, das Interview mit ihm in voller Länge präsentieren zu können.

MP: Wie fühlt man sich, wenn eine Persönlichkeit wie T. S. Joshi schreibt, dass man einer der wenigen lebenden deutschsprachigen Verfasser unheimlicher Literatur sei, deren Erzählungen wiederholtes Lesen lohnen? Das ist ja eigentlich ein Ritterschlag.

MSS: Ich weiß, worauf du anspielst. Aber Joshi hat die aus drei dicken Bänden bestehende Enzyklopädie Supernatural Literature of the World ja nur mitherausgegeben. Verfasst wurde sie von einem Kollektiv aus siebenundsechzig Fachleuten. Joshi kann meines Wissens auch gar kein Deutsch. Die beiden Einträge, in denen ich vorkomme, stammen von den deutschen Phantastik-Experten Marco Frenschkowski und Robert N. Bloch.

MP: Was im Umkehrschluss bedeutet, man hat dich noch nicht ins Englische übersetzt. Obwohl du gerade bei unseren Fachleuten als beinahe konkurrenzloser Einzelfall giltst.

MSS: Was die Konkurrenzsituation angeht: die hat sich in den letzten Jahren gewandelt. Viele Fachleute, die sich mit Phantastik befassen, haben vor fünfzehn Jahren die deutsche „Szene“ in Augenschein genommen und sich dann desinteressiert abgewandt. Die wissen oft gar nicht, viele viele gute deutschsprachige Autoren – und Verlage – es in diesem Bereich inzwischen gibt.

Zum Thema Übersetzungen: bisher wurden zwei Geschichten von mir übersetzt, eine ins Kroatische, die andere ins Tschechische – das war's. Aber selbst wenn eines meiner Werke in englischer Sprache vorläge, würde das noch längst nicht bedeuten, dass Joshi oder sonst eine maßgebliche Persönlichkeit davon Kenntnis nähme.

MP: Warum tut sich das ehemalige Land der Dichter und Denker so schwer, überhaupt den Anschluss an amerikanische oder englische Schriftsteller zu halten? Gibt es da ein nennenswertes Defizit, das die Autoren in Deutschland vielleicht daran hindert, qualitativ Wertvolles zu schreiben?

MSS: Die Angelsachsen haben den Vorteil, in der gegenwärtigen Weltsprache zu schreiben. Außerdem sind sie nicht so verkopft wie wir Deutschen. Sie glauben nicht, dass gute Literatur entweder tiefgründig philosophisch oder unterhaltsam sein kann, aber nie beides zusammen, und dass nur die philosophische Tiefe, aber nie der Unterhaltungswert über die Güte einer Erzählung oder eines Romans entscheidet. Außerdem hat der Geniekult der deutschen Romantiker dazu geführt, dass Schriftstellerei bei uns lange Zeit nicht als Handwerk galt, das man erlernen oder einüben kann. Das hat sich aber geändert. Es gibt jetzt auch bei uns viele Schreibwerkstätten und Schriftstellerschulen, etwa die „Bastei Lübbe Academy“. Das macht sich bemerkbar. Gerade im Thriller- und Phantastikbereich haben wir eine Vielzahl fähiger

Autoren vorzuweisen.

MP: Ist noch etwas anderes schuld an der Misere?

MSS: Während der Weimarer Republik war der deutschsprachige Raum kulturell in einigen Bereichen weltführend. In der anschließenden Nazi-Ära wurde u.a. auch die deutsche Kultur geköpft. Das war die Zäsur. Zudem hat Deutschland nach 1945 die Unbeschwertheit und Leichtigkeit gefehlt, die die Angelsachsen sich bewahren konnten. Stattdessen war bei uns vielfach trübseliges Wundenlecken angesagt, triste Nabelschau.

Tatsache ist aber auch: Die Angelsachsen haben in ihrer eigenen Sprache so viele gute Autoren – da herrscht halt ein begrenzter Bedarf am Literaturimport.

MP: Du hast unter anderem einen dieser Autoren übersetzt: Thomas Ligotti. Ganz allgemein, was hältst du von ihm sozusagen als Lichtgestalt der Post-Lovecraft-Ära?

Ist er mit seiner „philosophisch-nihilistischen“ Haltung nicht schon eher ein Europäer?

MSS: Der [Festa-Verlag bringt 2015 Ligottis Grimscribe](#) auf Deutsch heraus. Weil Ligotti die Geschichten des Bandes für die Neuausgabe bearbeitet hat, bat Frank Festa die Übersetzer seiner früheren Ligotti-Bände, ihre alten Übersetzungen mit den neuen Storyfassungen abzugleichen. Ich habe die beiden Geschichten, mit denen ich als Übersetzer in dem Buch vertreten bin, gleich neu übersetzt – immerhin sind meine früheren Übersetzungen schon siebzehn Jahre alt. Dabei ist mir wieder bewusst geworden, wie herausragend Ligotti als Autor ist: gedanklich, stilistisch, von der Originalität her. Ich bewundere ihn. Aber es ist eine distanzierte Bewunderung. Ein Ligotti-Enthusiast bin ich nicht. Während ich problemlos drei Bände mit Kurzgeschichten von, sagen wir, Henry Slesar hintereinander lesen kann, sind Ligotti-Erzählungen so eigenwillig und kryptisch, dass Ligotti für mich nur in Einzeldosen genießbar ist. Ist Ligotti ein in die Neue Welt verschlagener Europäer? Das halte ich für eine müßige Frage. Lovecraft fühlte sich als Brite aus der Zeit King Georges III. Poes Genie wurde in Frankreich entdeckt. Dennoch handelt es sich nun mal um Amerikaner. Auch Bradbury ist ein Sohn Amerikas. Anscheinend ist Amerika ein mindestens so guter Nährboden für solche Talente wie unser Kontinent. Ohnehin sind die USA ein von europäischer Einwanderung geprägtes Land, bis tief ins 20. Jahrhundert hinein. Auch Poe, Lovecraft, Bradbury und – dem Namen nach zu urteilen – Ligotti haben europäische Vorfahren. Was die „philosophisch-nihilistische Haltung“ angeht, so erachte ich sie weniger für europäisch als vielmehr für ein Merkmal unserer Zeit. Nur ist sie in der phantastischen Literatur, obwohl ja alle Lovecraft anbeten, nicht so weit verbreitet wie in anderen Literaturgattungen.

MP: Beeinflusst dich das Übersetzen ganz allgemein oder bleibt die Melodie deiner Arbeiten zu jeder Zeit deine eigene?

MSS: Übersetzen ist natürlich immer eine gute Übung in Stil und schriftlichem Ausdruck. Und Clark Ashton Smith, für dessen im Festa Verlag erscheinende deutschsprachige Werkausgabe ich als Hauptübersetzer tätig bin, hat meine Vorliebe für einen nicht nur lesbaren, sondern auch vorlesbaren Stil, für eine „gut klingende“, teilweise lautmalerische Sprache gewiss noch verstärkt. Außerdem wäre meine bisher einzige Fantasy-Story, „Drachenfutter“ (in: Frank G. Gerigk & Petra Hartmann, Hg., Drachen! Drachen!, Blitz Verlag) ohne meine Beschäftigung mit CAS nicht entstanden.

MP: Zu welchem Buch sollten die Leser greifen, um die Essenz von Malte S. Sembten in den Händen zu

halten?

MSS: Naheliegenderweise zu der von [Hardy Kettlitz im Golkonda Verlag herausgegebenen Kollektion](#) mit meiner fachmännischen Meinung nach besten Geschichten der vergangenen zwanzig Jahre, vorzüglich [illustriert von Fabian Fröhlich](#).

MP: Im Interview, das Michael Schmidt 2012 (Vincent-Preis-Blog) mit dir führte, wurdest du bereits indirekt nach einem Roman gefragt, denn du – so hoffen vielleicht viele – einmal schreiben wirst. Gibt es dazu – auch wenn nur im Hinterkopf – irgendwelche Ideen?

MSS: Diese Frage wird mir oft und auch ganz direkt gestellt. Und ich hatte schon viele Ideen für Romane und habe auch schon manchen Roman angefangen. Mein Problem dabei: ich gehöre zu den Autoren, die mit einer Grundidee und einem brauchbaren ersten Satz oder Absatz im Kopf einfach drauflos schreiben. Wie ich vor kurzem erfahren habe, bin ich somit ein „Discovery Writer“, also ein Entdeckungsreisender, der zu Beginn selbst nicht genau weiß, in welche Gefilde die Geschichte ihn während des Schreibens führen wird. Bei Kurzgeschichten bekomme ich das hin, aber bei Romanen bisher nicht. Einen Roman müsste ich nach Exposee schreiben, um bis zum Ende zu gelangen, und das Verfassen von Exposees liegt mir nicht. Außerdem bin ich bisher immer sehr verkrampft an ein Romanprojekt herangegangen, verkrampft vor Ehrgeiz, bei so viel Arbeit auch das absolut Beste vorzulegen, das mir je gelungen ist, ein Werk, das alle meine früheren literarischen Schöpfungen in den Schatten stellt. So kommt man natürlich nicht weit.

Immerhin habe ich auch mit der „Discovery“-Methode zuletzt immer häufiger längere Werke zustande gebracht, z. B. die beiden Novellen für die E-Buch-Reihe Horror Factory von Bastei Lübbe oder den ebenso langen Beitrag für die Bastei Lübbe-Anthologie Angel Island. Außerdem hilft mir das Schreiben von Serienromanen für den Zaubermond Verlag bei der Annäherung an die Produktion eines umfänglichen eigenen Romans. Zwar schreibe ich für Zaubermond nach einem vorgegebenen Exposee, das ich im Detail oftmals abweichend, im Ganzen aber getreu befolge. Was ich dabei jedoch lerne, ist, ehrgeizig an ein längeres Werk heranzugehen, aber nicht verkrampft ehrgeizig, und frisch drauflos fabulierend meinen Einfällen zu folgen. Das funktioniert sehr gut, wie ich finde, und ich bin auch durchaus stolz auf meine unter Pseudonym nach Fremdexposee verfassten Serienromane. Ein „richtiger“, eigenständiger Roman ist zwar ein anderes Kaliber, aber ohne „Entkrampfung“ werde ich keinen hinbekommen.

Wovon wird mein Romandebüt handeln, sofern es jemals das Licht der Welt erblickt? Nur so viel: die Geschichte wird in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Edinburgh spielen.

MP: So weit ich weiß, hast du einen Coco-Zamis-Roman für Zaubermond verfasst. Warst du jemals ein Fan von Dämonenkiller und Co.?

MSS: Nein, mit dem Heftrromanen bin ich erst als Autor nachhaltig in Berührung gekommen. Aber ich erinnere mich noch, wie ich mit etwa vierzehn Jahren krank im Bett lag. Ich bat meine Mutter, mir vom Einkauf Stokers Dracula als Lesestoff mitzubringen. Natürlich konnte die arme Frau im Büchergestell des Supermarkts keinen Dracula finden, sodass sie in ihrer Not zu einem grellen Dämonenkiller-Taschenbuch aus dem Pabel Verlag griff. Als sie mir das überreichte, war ich furchtbar enttäuscht – statt des Klassikers bietet Mutti mir billigen Trash an! Aber ich begann dann doch zu lesen. Und mir ist noch sehr gewärtig, wie ich mich vor lauter Grusel und Spannung regelrecht in mein verschwitztes Bettzeug einknüllte. Der betreffende Band tauchte noch viele Jahre lang immer wieder in meiner Büchersammlung auf, bis er dann

irgendwann verschwand. Den Titel weiß ich nicht mehr, nur, dass eine Motorbootfahrt in der Geschichte vorkommt. Jahrzehnte danach habe ich unter dem Pseudonym Rüdiger Silber selbst einen Roman für die Coco Zamis-Serie des Zaubermond Verlags verfasst. Coco Zamis ist ja ein Ableger des Dämonenkillers, dessen Abenteuer unter dem Serientitel Dorian Hunter seit vielen Jahren bei Zaubermond fortgeführt werden. Seit knapp drei Jahren schreibe ich unter dem besagten Pseudonym regelmäßig für Das Haus Zamis, wie die Coco Zamis-Serie heute heißt, und auch für Dorian Hunter. Mein nächster DHZ-Roman erscheint im März 2015 in Band 41 der Serie.

MP: Hast du jemals über eine Graphic-Novel nachgedacht?

MSS: Da gab es den einen oder anderen Ansatz auf fannischer Basis, aber keiner davon ist jemals weit gediehen. Ich mag Bild und Text auch lieber getrennt voneinander. Ich schätze gut gezeichnete Comicgeschichten sehr, aber meistens genieße ich die Bilder ohne den Text zu lesen. Einer Story hinwieder folge ich lieber in rein literarischer Form. So kommt es auch, dass ich von Comickünstlern, die ich mag, lieber Bildbände, Skizzenbücher oder klassisch illustrierte Geschichten zur Hand nehme. Mein liebstes Beispiel: die Marvel-Ausgabe von Mary Shelleys Frankenstein, illustriert von Bernie Wrightson.

MP: Das war ein in der Tat ein phantastisches Interview, für das ich mich bedanken möchte, vor allem für die Zeit, die du investiert hast, mir so ausführlich zu antworten. Zum Schluss möchte ich noch auf etwas zu sprechen kommen, das mich persönlich interessiert. Es trägt den schrecklichen Namen „Schreibprozess“. Gibt es da ein bestimmtes Ritual, bevor/während oder nach dem Schreiben? Eine bestimmte Uhrzeit, literweise Kaffee etc.?

MSS: Ich gehöre nicht zum Typus des „Kaffeehausliteraten“, der sich bevorzugt an betriebsamen öffentlichen Orten in die Arbeit versenkt. Ich bin eher unkonzentriert und ablenkbar. Daher fabuliere ich am liebsten ungestört am heimischen Schreibtisch. Im Gegensatz zu zahlreichen Kollegen höre ich auch keine Musik im Hintergrund, denn auch das erschwert mir die Konzentration. Ich würde gerne früh anfangen mit der Arbeit, aber das bekomme ich nur selten hin. Stimulierende Substanzen benötige ich nicht.

MP: Wer ist der Erstleser deiner Geschichten?

MSS: Der jeweilige Herausgeber oder der Lektor. Wobei ich nach Möglichkeit zusätzlich „private“ Lektoren einsetze. Der fremde Blick, der die eigene „Betriebsblindheit“ ausgleicht, ist mir sehr wichtig.

(Das Interview wurde im Februar 2015 per E-Mail geführt.)

Malte S. Sembten - H



(Gute Horrorautoren sind dünn gesät. Gute deutschsprachige Horrorautoren gleichen der sprichwörtlichen Stecknadel im Heuhaufen. Malte S. Sembten ist eine Klasse für sich. (Golkonda)

Das Phantastikon hat die Ehre, die Eröffnungsgeschichte aus dem von Hardy Kettlitz herausgegebenen Band [Maskenhandlungen](#), erschienen Golkonda-Verlag, präsentieren zu dürfen. In unserem Malte S. Sembten-Doppel-Feature schließt das morgige Interview mit dem außergewöhnlich guten Erzähler an.) - Phantastikon

(1993/2013)

»Hör mal«, sagte Tina. »Ich muss dir etwas Wichtiges sagen ...«

Kleiber horchte auf. Was ihn stutzig machte, war nicht Tinas Ankündigung, sondern ihre Stimme. Der pathetische Tonfall, mit dem sie sprach.

Tina hatte den Kopf in seine Richtung gedreht. Sie lächelte. Ihre Augen strahlten. Und sie blickte so ... *zärtlich* auf ihn.

Kleiber fröstelte. Er fand es angenehm, die ›Zigarette danach‹ entspannt und schweigend zu genießen.

Aber Frauen fingen genau dann an zu labern. Schon die ganz jungen folgten diesem Drang.

Doch diesmal, das spürte Kleiber deutlich, würde es schlimmer werden als sonst.

Er blies blauen Qualm zur Zimmerdecke empor. Wie ein Kessel, dachte er, der im Voraus Dampf ablässt.

»Sieh mich an!«, verlangte Tina.

Kleiber drückte die Kippe an der Bettkante aus und ließ sie auf den Teppich fallen. Er drehte sich zu Tina um und strich mit den Fingerspitzen über die Linie ihres Beckens, wölbte die Handfläche auf der Rundung ihres Pos.

Tina rollte sich auf den Rücken, sodass seine Hand sich in der warmen Bucht zwischen ihren Schenkeln wiederfand. Er ließ seine Finger ihren Bauch hochkrabbeln und sanft auf ihren Brüsten kreisen.

»Also?« Er blickte auf ihre Mädchenbrüste, deren Spitzen sich unter seiner Berührung versteiften.

Sie schob seine Hand weg. »*Mich* sollst du anseh'n!«

Kleiber neigte sich nach vorn und kitzelte eine Brustspitze mit der Zunge.

Mit einem energischen Ruck stemmte Tina sich in eine sitzende Position und zog das Bettlaken über die angewinkelten Knie bis ans Kinn: »Guck nicht so belämmert! Es geht um unsere Zukunft!«

Autsch!, dachte Kleiber. Wie ging der Spruch nochmal? *Erstens kommt es schlimmer, und zweitens als man denkt.*

»Nun denn.« Er lehnte sich ins Kissen zurück. »Schone den alten Mann nicht«, murmelte er und schloss die Augen.

Vier Monate lang war die Sache wunderbar gelaufen. Die kleine Tina mit ihrem glatten Alabasterarsch, dem milchfarbenen Backfischgesicht, den geröteten Wangen und den blonden Locken war eine jener Früchte, die man pflücken musste, ehe sie zur vollen Reife gelangten. Man benötigte allerdings den richtigen *Gusto* und genügend Schneid, um zum rechten Zeitpunkt zuzugreifen. Tina war süße sechzehn und Kleiber ihr Klassenlehrer.

Tina war nicht die erste Schülerin in Kleibers beruflicher Karriere, der er horizontale Nachhilfestunden erteilte. Aber sie war die einzige bisher, die diese speziellen Lektionen nicht in Anspruch nahm, um ihre Noten zu verbessern. Denn Tina war eine der besten Schülerinnen ihrer Jahrgangsstufe.

Was Tina ihrerseits an ihm fand – was all die Teenie-Nymphchen, wie er sich schmeichelte, an ihm zu finden schienen –, war Kleiber nicht ganz klar. Er vermutete, dass junge Mädchen nicht anders waren als ihre Mütter: Sie reagierten auf die Ausdünstung von Leitwölfen. Mochte der Zeitgeist nur immer seine Phrasen dreschen. Softies waren die Verlierer, und wenn erst Hemmungen und Hüllen fielen, unterwarfen neun von zehn weiblichen Wesen sich willig der männlichen Raubtiernatur.

Was nicht ausschloss, dass auch mal ein seelenvoller Blick oder eine Prise Süßholzgeraspel zum Ziel führen konnten.

An den Moment, als Cupidos Pfeil ihm die Eier durchbohrt hatte, erinnerte Kleiber sich genau. Er hatte benotete Deutschaufsätze ausgeteilt. Tina durfte ihre Einser-Arbeit vorlesen. Siegesbewusst, aber mit genau dem richtigen Maß an kokettem Lampenfieber war sie nach vorn ans Lehrerpult getreten. Sie hatte auf Kleibers Stuhl Platz genommen und das Heft aufgeschlagen.

Dann hatte sie die Brille abgesetzt und sich mit einer Kopfbewegung das Haar über die Schulter geworfen. Kleiber war zumute gewesen, als würde ihm im selben Moment eine Brille auf die Nase geschoben.

Eine Zauberbrille, die ihn schlagartig von einem Blinden in einen Sehenden verwandelte.

Erstmals sah er Tinas Gesicht ohne die Gläser, dick wie Flaschenböden, und ohne das unförmige Plastikgestell. Und plötzlich stellte er sich ihren Körper ohne die schlabbrigen Klamotten vor.

Wie die Begutachtung ausgefallen war, verriet das Lächeln, das er ihr schenkte, als sie sich wieder mit der Streber-Brille tarnte und zu ihrem Platz zurückging.

Später, an einem privateren Ort, hatte sie ihren mit dem Ablegen der Brille begonnenen Entkleidungsakt zu Abschluss gebracht. Der BH war gefallen und das Höschen auf dem Teppich gelandet. Die mollige Musterschülerin hatte sich gehäutet – und heraus gekommen war Kleibers feuchtester Traum.

Kleiber blinzelte. »Hast du was gesagt?«

Tina ließ das Laken, mit dem sie sich bedeckte, los und fasste nach Kleibers Hand. Sie legte sie auf ihren warmen, schweißklammen Bauch und hielt sie dort fest.

»Ich bin schwanger«, wiederholte sie.

Kleiber entriss ihr die Hand.

Als hätte man sie geohrfeigt, drang ein kleiner, verletzter Schrei aus Tinas Mund.

»Hast du erwartet, dass ich in Jubel ausbreche?«, knurrte Kleiber. »Scheiße.« Er suchte nach seinen Zigaretten. Schließlich fand er die zerknitterte Packung in den Falten des Bettlakens. »Bist du sicher?«

Fahrig fingerte er eine neue Zigarette aus der Packung. Während er den Filter zwischen seine Lippen schob, sah er aus dem Augenwinkel zu Tina hinüber.

Mein Gott, die sieht ja plötzlich aus wie ihre eigene Mutter, dachte er angewidert. *Um Jahre gealtert*. Sein Wegwerffeuzeug weigerte sich anzuspringen.

»Ich war beim Arzt«, antwortete Tina mit ausdrucksloser Stimme.

»Scheiße!«, wiederholte Kleiber.

Die hervorspringende Flamme versengte Kleibers Daumenkuppe.

»Verdammte Scheiße!«

Er schnaubte Nikotinwolken aus den Nasenlöchern.

»Hast du rumgevögelt?«

»Nur mit dir!«, schniefte sie, gegen die Tränen ankämpfend. »*Ich l-i-e-b-e dich!*«

Die Tränen siegten und rannen ihr über das schmerzlich verzogene Gesicht. Jetzt wirkte sie nicht nur alt, sondern auch noch hässlich.

Kleiber wandte den Blick ab. Wie war es nur möglich gewesen, dass er sich dermaßen hatte reinlegen lassen? Eingedenk seiner Erfahrungen hätte er niemals geglaubt, dass in modernen Großstadt-Habitaten und von der Wissenschaft bisher unentdeckt eine solche Spezies existierte: Schulgören, die, kaum fickgeil geworden, Schwangerschaft, Kindersegen und Familienglück beehrten.

»Gratuliere«, sagte Kleiber. »Ich hab dir vertraut. Und du hast mich lehrbuchmäßig rangekriegt.«

»Was soll das heißen?« Tina hatte sich schneller gefasst, als er ihr zugetraut hatte. Von den Tränen zeugten nur noch glitzernde Spuren. *Schnecken Schleim*, dachte Kleiber. Sie schluckte gequält, als wären die Schnecken ihr über die Wangen in den Rachen gekrochen: »Du hast schließlich auf ›ohne Gummi‹ bestanden!«

»Du hast behauptet, du nimmst die Pille.«

»Hab ich ja getan.«

»Dann hättest du auch die Gebrauchsanweisung lesen sollen.«

Tina legte die Stirn auf die angezogenen Knie und begann wieder zu weinen.

Kleiber rauchte die Zigarette zu Ende. Dann sagte er ruhig: »Es war ja wohl kaum zu erwarten, dass ich einen Freudentanz aufführe und dir auf Knien einen Antrag mache. Ich bin ein verheirateter Mann. Meine Frau erwartet unser zweites Kind. Meine Beförderung zum Oberstudienrat steht in Aussicht ...«

Tina hielt weiterhin die Arme um die Waden geschlungen und den Kopf gesenkt. Ihre Schultern bebten. Kleiber stand auf. »Du wist das Balg wegmachen, verstehst du mich?«, sagte er und verschwand auf der Toilette.

Als er wieder zurückkam, hatte Tina ihre Haltung nicht verändert. Aber ihre Schultern waren zur Ruhe gekommen.

Kleiber ließ sich neben ihr auf der Bettkante nieder. Er streichelte ihr über das Haar. »Ich suche einen Arzt aus, der keine Fragen stellt«, sprach er besänftigend. »Hinterher erscheint uns alles wie ein böser Traum.«

Zusammengekrümmt, die Stirn auf die angezogenen Knie gesenkt, flüsterte Tina, als redete sie zu ihrem Schoß und ihrem Bauch: »Nein. Ich werde das Kind bekommen.«

Er fuhr fort, ihr übers Haar zu streichen. *Kein Mensch wusste etwas von seiner intimen Beziehung zu dem Gör. Niemand wusste von dem Autobahnhotel. Sie beide hatten zu Hause von Anfang an glaubwürdige Vorwände für die Ausflüge genannt. Auch sonst hatten sie auf Heimlichkeit geachtet. Tina trampelte jedes Mal zu einer Autobahnauffahrt, wo er sie auflas. In die Gästebücher der Motels schrieben sie sich unter falschen Namen ein. Er hatte immer außer Sicht geparkt, damit niemand sich an seinen Wagen erinnerte.*

Er streichelte noch immer ihr Haar. Tina wandte ihm das Gesicht zu. Es war jetzt bleich. Vom Weinen gerötet waren nur noch Nasenflügel und Augenlider. Ihre feuchten Augen glitzerten dunkel.

Er strich ihr das wirre Haar aus der Stirn.

Sie zog den Rotz hoch. »Ich werde zu meinen Eltern gehen und alles erzählen. Und das Kind bekommen.«

Seine Hand glitt auf ihre Wange, und sein Daumen wischte Tränenspurten fort. Er fuhr an ihrem Kinn entlang, spürte das Pochen ihrer Halsschlagader.

Nicht doch, Kleines. Alles wird gut. Du weißt ja, dass du einen gefühlsduseligen Esel an der Angel hast, der alt genug ist, um dir den Babyarsch zu versohlen, und närrisch genug, um wegen einer frühreifen Lolita seine Karriere und seine Familie aufzugeben ...

Er legte alle fünf Finger um ihren Hals und drückte mit der geballten Kraft seiner Muskeln zu. Auch die zweite Hand schloss sich um Tinas Gurgel. In den ersten Sekunden musste er regelrecht kämpfen, um ihren sich aufbäumenden Körper in die Kissen zu pressen.

Als er schließlich losließ, war ihr Gesicht dunkelviolet angefahren, und ihre vorquellenden Augen wirkten größer, als selbst die dicksten Brillengläser es jemals bewirken könnten.

Schwer atmend stand Kleiber neben dem Motelbett und knetete seine schmerzenden Armmuskeln. Trotz der entstellten Züge entdeckte er zu seiner Verwunderung etwas ungemein Erotisierendes in dem weißen, leblos hingestreckten Mädchenkörper. Zum vierten Mal in sieben Stunden spürte er, wie das Verlangen in ihm aufstieg. Er formte eine Faust um sein Geschlecht. Besaß er eine pathologische Veranlagung? Nein, das war abwegig! Schließlich hatte er, während er der Kleinen die Luft abdrückte, noch keine Erektion gehabt.

Noch nie hatte Kleiber sich derartig bieder an die Geschwindigkeitsbegrenzungen gehalten. Die Autobahn füllte sich bereits. Fahrig streifte er seine Zigarette am aufgeklappten Aschenbecher ab und merkte nicht, dass eine Wolke verbrannten Tabaks auf die Mittelkonsole rieselte.

Tina fuhr im Kofferraum mit. Er hatte versucht, den schlaffen Körper in ihre Klamotten zu zwängen, aber erfolglos. Stattdessen hatte er die Leiche einfach mit Tinas Anorak bedeckt. Noch vor Tagesanbruch hatte er sein Auto mit ausgeschalteten Lichtern auf den Motelparkplatz gefahren und die Tote dem Reserverad beigelegt. Anschließend war er in das gemietete Zimmer zurückgekehrt und hatte Tinas Sachen zusammengeklaut. Den Kleiderhaufen, die Toilettenartikel, die Brille und die Armbanduhr hatte er in ihren mit Reflektoren beklebten Rucksack gestopft. Tinas Sneaker hatten noch in seine Sporttasche gepasst. Zum Schluss hatte er sich auf die Bettkante gehockt und eine halbe Schachtel HB aufgeraucht. Als er endlich losfuhr, graute schon der Morgen.

Obwohl Kleiber die Geschehnisse vor seinem geistigen Auge wieder und wieder abspulte, konnte er auch im Nachhinein keinen Fallstrick entdecken. Falls weiterhin alles so glatt ablief wie bisher, würde die kleine Tina bald zu den glücklich bestandenen Abenteuern seines Lebens gehören. Selbst wenn es so weit kommen sollte, dass seine Affäre mit Tina aufflog, würde man ihm nicht nachweisen können, etwas mit ihrem Verschwinden zu tun zu haben. Seine Aussage wäre unwiderlegbar: Er habe die Nacht mit dem Mädchen verbracht und es hinterher wie immer bis zur Autobahnauffahrt mitgenommen, damit es den Rest des Heimwegs per Anhalter zurücklegen konnte. Er würde Anteilnahme bekunden und die Befürchtung äußern, dass ausgerechnet dieses eine Mal der Falsche angehalten habe. Er selbst habe das Mädchen immer wieder vor den Gefahren des Trampens gewarnt. Aber Tina habe zu jenen sorglos-lebenshungrigen jungen Dingen gehört, die alle Warnungen in der Überzeugung verwarfen, ihnen könne niemals etwas Böses begegnen ...

Kleiber verlor nun doch die Geduld mit dem Tempo, das auf der Kriechspur herrschte. Er hatte das Heck des Schwertransporters jetzt lange genug bewundert. Er scherte links aus. Doch genau im diesem Moment setzte ein leichtes Gefälle ein, und der Schwertransporter zog ebenfalls auf die Überholspur. Kleiber bremste. Jetzt zockelte er wieder mit 80 km/h dahin, die blöde Aufschrift vor der Nase: FRITZ FABER &

SÖHNE – DIE SPEDITION MIT *SPEEEED*.

Ruhe bewahren!, mahnte er sich. Wo war er mit seinen Überlegungen stehen geblieben?

Das Böse ...!

Verkörperte er selbst jenes Böse, das sorglosen jungen Dingen begegnete? Kam dieser Frage philosophische Bedeutung zu? Er erinnerte sich an den Satz aus einem Horrorfilm, den er sich aus irgendeinem Grund gemerkt hatte: *Was wissen die Guten? Doch nur das, was sie das Böse durch seine Exzesse lehrt!*

Soweit es Tinas Schicksal betraf, sollten die Guten am besten unwissend bleiben. Daher überlegte Kleiber fieberhaft, welche Möglichkeiten es gab, Tinas Leiche auf Nimmerwiedersehen verschwinden zu lassen. Er dachte nach und passte nicht auf.

Plötzlich starrten ihn zwei rote Augen ins Gesicht. Die Bremsleuchten des Schwertransporters.

Pressluftbremsen kreischten und eine Stahlwand schoss heran.

Er trat aufs Bremspedal, aber es war zu spät.

Kleiber kniff die Augen zu.

Doch auf der Innenseite seiner Lider lief ein Film ab, ohne Ton und in pathetischer Zeitlupe: Der über den Asphalt schlitternde Lastzug knickte in der Mitte durch und wälzte sich wie ein waidwundes Riesentier langsam auf die Seite. Der Schnauze des Audis küsste die lotrecht aufragende Stoßstange des Lasters, und das Blech der Motorhaube kräuselte sich wie Lippen, die etwas Saures schmecken.

Kleiber sah den Tod.

Er riss die Augen wieder auf.

Sein Auto war unbeschädigt! Alles war nur eine Halluzination gewesen ...

Im letzten Sekundenbruchteil musste er den Wagen um den Laster herumgelenkt haben. Eine Reflexreaktion, die sich unterhalb der Bewusstseinssebene abgespielt hatte.

Sein Herz bockte noch immer wie ein Wildpferd, und eine Adrenalin-Zunami überschwemmte seinen Körper. Erst allmählich lockerten sich seine ums Lenkrad gekrampften Finger, und die Haut über seinen Knöcheln nahm wieder Farbe an. Er sah in den Rückspiegel. Hinter ihm war die Autobahn wie leergefegt. Mit zitternden Fingern fasste er nach dem Drehknopf des Radios. Beinahe hätte er den Blechsarg mit Tina geteilt. Sicherlich würde der Verkehrsfunk Einzelheiten über den Unfall bringen, dem er eben um Haaresbreite entronnen war.

Er ließ die Radionadel über sämtliche Frequenzen wandern. Dennoch erwischte er nur schrille Pfeiflaute und ein knisterndes Geräusch, das sich wie abbrennende Wunderkerzen anhörte. Kleiber wollte schon aufgeben (seine Dachantenne musste bei dem Ausweichmanöver etwas abbekommen haben), als ihm eine Gänsehaut über den Leib kroch. Aus dem Lautsprecher erklangen die schaurigsten Geräusche, die er je gehört hatte. Es war ein schrilles Kreischen und Heulen, ein vielstimmiger Diskant der Gefolterten. Unfähig, die entsetzlichen Klänge zu ertragen, drehte er den Frequenzregler weiter. Nun wurden die Marter-Arien von einem majestätischen Choral überlagert, als würden Tausende und Abertausende von Engelsstimmen in einer gigantischen Kathedrale und in einer überirdischen Sprache gregorianische Gesänge intonieren. Andere Sender waren nicht erreichbar. Mit bebender Hand schaltete Kleiber das Radio aus.

Er konnte sich keinen Sender dieser Welt vorstellen, der solche Musik spielte. Es hatte etwas Unwirkliches. Etwas Albtraumhaftes.

Plötzlich fühlte Kleiber sich schrecklich elend. Seine Nerven streikten – was ja kein Wunder war. Er benötigte dringend eine Erfrischung.

Doch die Autobahnabfahrt, die er nehmen musste, konnte jetzt jede Minute auftauchen. Daher würde sich zu einem Raststätten-Halt keine Gelegenheit mehr ergeben. Er zündete sich eine weitere Zigarette an. Der Kaffee hingegen – ungesüßt und schwarz wie die Seele eines Mörders – würde warten müssen.

Zwanzig Minuten später war die Autobahnausfahrt noch immer nicht in Sicht. Kleiber warf einen Blick auf die Benzinuhr. Seine Karre war ziemlich gefräßig, und bei der Abfahrt vom Motel war der Tank höchstens halbvoll gewesen. Aber der Zeiger hatte sich seither keinen Millimeter nach unten bewegt. Offenbar hatte nicht nur das Autoradio, sondern auch die Kraftstoffanzeige eine Macke.

Als wenig später die Raststätte vor Kleiber auftauchte, wusste er, dass er die Abfahrt verpasst hatte. Kein Wunder: Mittlerweile fühlte er sich nicht nur elend, sondern regelrecht ausgekotzt. Er hatte eine Pause nötiger denn je.

Der Rasthof lag wie ausgestorben da. Kleiber hatte freie Stellplatzwahl. Er vergewisserte sich, dass der Kofferraum abgeschlossen war, und ging ins Restaurant.

Der einzige Mensch, den er dort antraf, war die Kassiererin am Büfett. Obwohl er noch nicht gefrühstückt hatte, verspürte er keinerlei Appetit. Die angebotenen Speisen waren nicht geeignet, dies zu ändern. Sie wirkten irgendwie ... künstlich. Wie gute, aber nicht perfekte Plastikimitationen abgestandener, schaler Esswaren.

Kleiber zapfte sich seinen Kaffee, zahlte und wählte einen Fensterplatz, von dem aus er sein Auto mit der heiklen Fracht im Auge behalten konnte. Eine Sekunde lang stellte er sich vor, Tina sei in ihrer Blechgruft erwacht und hämmere von innen gegen den Kofferraumdeckel. Doch nachdem er sich den Mund mit einem großen Schluck aus der Tasse verbrannt und sich eine Zigarette angesteckt hatte, fühlte er sich bereits besser.

Zu seinem Gefühl, wieder in die Wirklichkeit zurückzukehren, trug auch bei, dass der Parkplatz vor dem Rasthof immer voller wurde. Ständig trafen neue Autos ein. Sogar ein Reisebus rollte auf den Parkplatz. Menschen betraten das Restaurant. Wochenendurlauber ... Rentner ... Familien ... die Reisegruppe aus dem Bus. Hunger schien niemand zu verspüren. Auf den Tablett, die zu den Tischen getragen wurden, standen nur Getränke. Viele Neuankömmlinge folgten direkt dem Hinweispfeil zu den Toiletten. Sie erfreuten sich eines glücklichen Vorsprungs. Denn auch die Leute an den Tischen ließen bald Tassen und Becher stehen und verursachten einen Ansturm auf die Notdurfräume.

Kleibers Blase drückte ebenfalls. Aber er wollte nicht vor den Urinalen anstehen und beschloss zu warten. In diesen Augenblick dröhnte ein tiefes Dieselbrummen vom Parkplatz herüber. Kleiber sah auf und beobachtete, wie ein riesiger Achtachser schwerfällig auf den Parkplatz rollte und schnaubend zum Stehen kam.

Fast hätte Kleiber sich eingenässt. Seine Finger fingen an zu zittern und hielten nur mit Mühe die Kaffeetasse fest.

DIE SPEDITION MIT *SPEEEEEED*. Kleiber hätte seine Seele verwettet, dass er denselben Lastzug sah, der den Unfall ausgelöst hatte, dem er um Haaresbreite entronnen war. Gott sei Dank war niemand zugegen, der die Wette hätte annehmen können. Denn das Ungetüm, dessen Motorgeräusch wenige Meter entfernt grollend erstarb, zeigte nicht die Spur einer Beschädigung.

Die Tür der Zugmaschine schwang auf, und der Wagenführer kletterte aus der Fahrerkabine. Er blieb stehen und zerrte unterhalb seines vorgewölbten Bauchs am Hosenbund. Dabei blickte er in die Richtung, in der Kleibers Wagen stand.

Plötzlich sackte der Kiefer des Fernfahrers nach unten und die Augen traten ihm aus den Höhlen.

Kleiber richtete den Blick ebenfalls auf den Audi. Die Kofferraumklappe stand offen. Er sah, wie Tina aus dem Kofferraum kletterte. Lebendig, nackt und völlig ungeniert. Sie bewegte sich auf das Restaurant zu und trat ein.

Tina selbst schien ihrer eigenen Blöße keine Beachtung zu schenken. Doch eine Frau, die mit Mann und Kindern an einem Tisch neben dem Eingang Platz genommen hatte, stand auf, streifte ihre Jacke ab und legte das Kleidungsstück um Tinas Schultern.

Auf Kleibers Stirn stand kalter Schweiß. Tina hatte ihn noch nicht bemerkt. Wie gebannt verfolgte er jede

ihrer Bewegungen.

Die Samariterin hielt Tina den Becher, der vor ihr auf dem Tisch gestanden hatte, an die Lippen. Tina umschloss das Gefäß mit den Händen und trank es ohne abzusetzen aus. Anschließend schlug sie im Gefolge eines Rentner-Pärchens den Weg zum WC ein.

Kleiber sprang auf. Ohne überhaupt zu merken, dass er seine Tasse umwarf und den Kaffeerest auf seiner Hose verspritzte, setzte er dem Trio nach.

Auf der abwärts führenden Treppe wäre er beinahe gestrauchelt und kopfüber auf der untersten Stufe gelandet. Doch er fing sich und erreichte das Treppenende eben noch rechtzeitig, um zu sehen, wie die Tür mit dem ›H‹ auf dem Emailleschild hinter Tina zuschwang.

Kleiber drückte die Klinke, um ebenfalls einzutreten. Doch die Tür bewegte sich nicht. Er rüttelte daran, er stemmte sich gegen das Türblatt – vergebens.

»Entschuldigen Sie bitte, mein Herr ...«

Kleiber wandte sich um. Die Samariterin, die Tina die Jacke übergeworfen hatte, lächelte ihn um Verzeihung heischend an. Neben ihr wartete ihr Gatte, beide hielten jeweils ein Kind an jeder Hand.

»Entschuldigung ...«, wiederholte sie. »Würden Sie uns bitte vorbeilassen?«

Kleiber trat zurück.

»Danke sehr!«

Die Frau drückte die Tür auf, und die gesamte Familie verschwand auf dem Männerklo.

Ehe die Tür ins Schloss fiel, stoppte Kleiber sie reaktionsschnell mit dem Fuß. Er schickte sich an, durch den Spalt zu schlüpfen. Im selben Moment trat eine dicke Frau in die Öffnung und versperrte Kleiber den Zugang.

Sie musterte ihn abweisend. Kleiber starrte zurück. Graue Haarsträhnen hingen unter dem Tuch hervor, das um ihren Knopf geknotet war. Über ihrem gewaltigen Busen spannte sich eine ausgebleichene Schürze. Ihre Füße steckten in fadenscheinigen Pantoffeln, um ihre Waden schlängelten sich Krampfadern wie zerrissene blaue Netzstrümpfe. Ihre Ärmel waren hochgekrempt, und sie hatte die Hände in die breiten Hüften gestemmt.

»Für Sie ist hier kein Zugang«, beschied sie Kleiber brüsk.

Kleiber begehrte auf: »Das ist doch die Herrentoilette, nicht wahr? ›H‹ wie ›Herren‹. Ich ...«

»Sie irren sich«, wurde er unterbrochen. »Hier ist ›H‹ wie ›Himmel‹. Sie sind falsch.« Ein von Putzmittel geröteter Finger wies über Kleibers Schulter hinweg: »*Dort* sind Sie richtig. Und jetzt nehmen Sie, bitte schön, Ihren Schuh weg!«

Kleiber gehorchte völlig perplex. Die Tür knallte zu. Er starrte auf ihre steril-weiße Oberfläche. Genau der Farbton, an den er sich würde gewöhnen müssen, wenn sie ihn in die Klapsmühle sperrten.

Er beschloss, einfach abzuwarten. Zu warten, bis Tina wieder herauskam und er sich davon überzeugen konnte, dass sie nur ein Phantom seiner überreizten Einbildung war. Oder bis er von alleine aus diesem Albtraum erwachte.

Aber Kleiber wartete umsonst. Ein, zwei Leute gingen zwar durch die Tür *hinein*, doch keiner kam wieder *heraus*. Er kniff sich in den Arm – doch ohne aufzuwachen.

Fing es denn nicht immer mit Halluzinationen an? Der Mörder begegnete seinem Opfer an vertrauten Orten. Im Büro. Im Wartezimmer. An der Bushaltestelle. Im Autobahnrestaurant. Auf dem Scheißhaus. Und schließlich, zum Abschied, in der Gummizelle.

Er würde jetzt nach oben zu seinem Auto gehen. Er würde den Kofferraum aufschließen. Er würde Tinas Leiche erblicken. Und wenn er sie berührte, würde er nur die fortschreitende Totenstarre fühlen.

Aber vorher brauchte er noch einen Guss kalten Wassers ins Gesicht. Und seine Blase stand kurz vor der Kapitulation.

Kleiber ging zur zweiten Tür. Normalerweise entstanden die Staus ja vor den Damen-Toiletten. Warum

benötigte man hier zwei Herrenklos? Das ›H‹ war wie mit einem Brandeisen in das Holz der Tür gesengt. Einen Augenblick lang gaukelten seine Augen ihm vor, es glühe noch.

Jemand tippte Kleiber auf die Schulter. »Entschuldigen Sie bitte ...«

Er wandte sich um. Eine Frau stand hinter ihm. Sie sah aus wie ein zweitklassiges Double von Maggie Thatcher.

Kleiber machte ihr Platz.

»Danke, sehr freundlich!« Sie entblößte ihre Zähne zu einem Lächeln. »Aber ich möchte Ihnen den Vortritt nicht nehmen. Bitte nach Ihnen!«

Diesmal ging die Tür fast von selbst auf.

Kleiber befand sich im Toiletten-Vorraum. Er sah Waschbecken, Seifenspender, Händetrockner und einen Kondomautomaten. Alles war blitzsauber, was sich zweifellos dem Eifer der Klofrau verdankte. Sie saß an einem Klapptisch neben der Tür und las ein Magazin. Auf dem Tisch stand eine Untertasse, in der ein paar Kupfermünzen lagen.

Kleiber trat an ein Waschbecken und drehte den Kaltwasserhahn auf. Aus dem Spiegel starrte ihm ein Gespenst entgegen. Oder, zeitgemäßer, ein Zombie. Er formte mit den hohlen Händen einen Kelch und schöpfte sich kaltes Wasser ins Gesicht.

Es half nichts. Seine Augen waren rotgeädert und brannten, als hätte er eine volle Woche nicht geschlafen. Seine Haut war weiß wie Kalk. Er verspürte einen dumpf pochenden Kopfschmerz.

Wahrscheinlich bekam er Fieber.

Die Putze neben der Tür hatte noch kein einziges Mal aufgeblickt. Vertieft in ihr Schmuddelheft, dachte Kleiber.

Was sollten Frauen, die den ganzen Tag auf Männerklos verbrachten, auch lesen außer Schmuddelheften.

›Coupé‹ vielleicht, oder ›Wochenend‹. *Wochenend und Sonnenschei-hei!!!, was brauchst du mehr zum Glücklichei-hei!!!*. Kleiber grinste. Es sah zum Fürchten aus.

Eigentlich war die Frau viel zu jung für diesen Frührentnerjob. Kleiber taxierte sie auf Mitte zwanzig. *Zu alt für mich*, dachte er, wagte aber nicht noch einmal zu grinsen. Sie war auch sonst nicht sein Typ mit ihrem ungepflegten Punk-Look, den Ringelstrumpfhosen, dem knallengen Ledermini und der zerschlissenen Strickjacke. Dazu der rasierte Schädel und das morbid geschminkte Gesicht. Aber am Schlimmsten war das Schmatzen, mit dem sie ihren Kaugummi im Mund umherwälzte!

Kleibers Blase verlangte jetzt ultimativ nach Entleerung. Also wischte er sich das Wasser aus dem Gesicht und öffnete die nächste Tür.

Was ihn augenblicklich würgen ließ, war der Geruch, der ihm entgegenschlug. In öffentlichen Bedürfnisanstalten war gewöhnlich das Odeur von Urin und Duftsteinen bestimmend. Der Geruch, der hier vorherrschte, war unsagbar intensiver und ekeleregender.

Abstoßend waren auch die Graffiti an den gekachelten Wänden. Kleiber hatte so manchen Klospruch und manch eine geschmacklose Wandschmiererei zu Gesicht bekommen. Doch was er hier sah, war furchteinflößend. Die Kacheln sahen aus, als hätte eine Kindergartengruppe versucht, mit roter Fingerfarbe pornographische Fotos voller Sadismus und Sodomie abzumalen.

Nur dass es keine rote Fingerfarbe war. Sondern Blut. Frisches Blut.

Die Waschbecken waren zu weit entfernt. Kleiber übergab sich gleich ins nächste Pissoir.

Hinter ihm ertönte das Rauschen der Toilettenspülung, dann noch einmal und nach einer kurzen Pause ein drittes Mal.

Kleiber hörte das Klacken der Verriegelung. Er wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Dann wandte er sich um.

Er sah einen Neger in Gummistiefeln und einem roten Arbeitsoverall, der aus einer der Kabinen kam. Das heißt, zuerst hatte er den Mann für einen Neger gehalten. Auf den zweiten Blick erkannte er, dass die

dunkle Hautfarbe auf Tätowierungen zurückging, die der Mann am ganzen Körper trug. Und der Overall war auch nicht wirklich rot. Sondern steif vor Blut, das den Stoff durchtränkte. Auch die muskelstrotzenden Unterarme waren bis zu den aufgekrempelten Ärmeln in dunkles Rot getaucht.

Seine spärlichen, ergrauenden Haare hatte der Mann zu einem fettigen Entenschwanz gebündelt. An seinen Ohrläppchen baumelten Rasierklingen. In der Faust hielt er eine bluttriefende Klobürste.

»Willkommen!«, sagte der Mann, als er Kleibers ansichtig wurde, und vollführte einen Schwenk mit der Klobürste, der alles – die Urinale, die Klokabinen, die blutgetünchten Kachelwände, die verstreuten Kleidungsstücke, die den Boden bedeckten – einschloss. »Viel ist heute leider nicht zu tun. Zwar haben wir einige Extrafahrten hereinbekommen. Doch für mich sind Sie erst der vierte Kunde des Tages!« Wortlos taumelte Kleiber einen Schritt zurück. Dann noch einen und noch einen, wie eine Marionette, deren Fäden einer nach dem anderen reißen. Halt suchend wischte seine Hand über die blutverschmierten Kacheln. Doch bevor seine Beine unter ihm wegknicken konnten, riss er sich mit Gewalt zusammen. Er wandte sich von seinem Gegenüber ab und stürzte schwankend aus dem Raum.

Seine Flucht endete an der zweiten Tür. Obwohl er wie besessen an der Klinke rüttelte und sich mit der Schulter gegen die Füllung warf, gab sie keinen Millimeter nach. Die junge Frau an dem Klapptisch lächelte freundlich zu ihm auf, und einen Augenblick lang dachte er: *Man hat ihr alle Zähne ausgeschlagen. Bis auf diesen Schneidezahn.* Aber was er für einen Schneidezahn gehalten hatte, war ein Kaugummiklumpen, der auf der oberen von zwei Reihen glitzernder Stahlnägel aufgespießt war, die aus ihrem Zahnfleisch ragten.

Der Mann im Overall war Kleiber gefolgt. Er nickte der Frau zu, die bei den Waschbecken stand, wo sie ihr Make-up aufgefrischt hatte. Kleiber bemerkte sie erst jetzt. Es war die Dame, die ihm draußen vor der Tür den Vortritt eingeräumt hatte. Sie musterte den Mann im Overall von unten bis oben. Aus ihrem Blick sprach Missbilligung. »Ich hab mir das etwas anders vorgestellt. Offen gestanden, fühle ich mich getäuscht«, sagte sie indigniert.

Der Mann im Overall verzog die Lippen zu einem Grinsen, das vom einen Ohrgehänge bis zum andern reichte. Er verneigte sich. »Bitte üben Sie Geduld! Sie kennen noch nicht alles!«

»Was wollen Sie von mir?«, wimmerte Kleiber.

»Na hör mal, Freundchen! Weißt du denn nicht, wo du hier bist?«

Kleiber kicherte hysterisch. »Lassen Sie mich raten!« Das Kichern ließ sich gar nicht mehr bändigen. »In ... in der Hölle?«

Der Mann im Overall schmunzelte. »Warm!«

»Noch ... noch nicht in der Hölle? ... Im Fegefeuer, eh?«

Der Mann im Overall nickte anerkennend. »Noch wärmer! Fast schon ... heiß!«

»Aber ich bin nicht tot«, schluchzte Kleiber.

»Erinnern Sie sich denn nicht an den schrecklichen Unfall?«, ergriff die junge Frau mitfühlend das Wort.

»Außer Ihnen starben achtundzwanzig Menschen, und viele weitere werden ihre Verletzungen nicht überleben.«

Wasser und Rotz troffen von Kleibers Wangen und von seinem Kinn herab. Er schüttelte mechanisch den Kopf. *Nein-nein-nein-nein-nein-nei*– Doch der Mann im Overall packte Kleibers Arm. »Die Höllenfahrt durch den Vulkankrater gibt es nur in alten Büchern und angestaubten Bühnenstücken. Die Realität ist weit prosaischer.«

Wie ein kraftloser Invalide wurde Kleiber in den Raum mit den Blutgraffiti zurückgeführt. Der Mann im Overall zwang ihn, sich nackt auszuziehen. Dann stieß er ihn in eine der Toilettenkabinen. Der Gestank nach Blut wurde überwältigend. Kleiber spürte, wie spröde Lippen über seine Ohrmuschel strichen. »Eine höchst intime Verrichtung,« flüsterte der Mann im Overall. »Sogar eine der intimsten ...«

Mit diesen Worten zog er die Toilettentür hinter sich und seinem Gefangenen zu.

Die Verriegelung knirschte.

Der Mann im Overall führte die freie Hand zum Mund. Es sah aus, als wollte er an den Nägeln kauen. Doch stattdessen zog er mit den Zähnen eine lange Kralle aus jedem seiner Finger, bis im Licht der Leuchtstoffröhren fünf scharf gewetzte Sensen blitzten.

»Verstopfte Rohre«, sagte der Mann im Overall, »können wir uns nicht leisten.«

Das Mädchen im Toilettenvorraum sah von seinem Magazin hoch und lauschte. Die Klosettpülung begann zu gurgeln. Einmal. Zweimal. Sie zählte lautlos mit. Nach dem zwölften Mal war Schluss. Sie nickte der Dame zu: »Sie sind dran!«

Dann klebte sie ihren Kaugummi unter die Tischplatte und blätterte die nächste Seite auf.

© Malte S. Sembten

<http://www.mssembten.de>

[Malte S. Sembten auf Facebook](#)

Erstveröffentlicht in:

Orgasmic Nightmare Nr. 4 (1993)

Phantastikon

Das Beste der Phantastik